

# Frauen nach der Wende – Frauen im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbruch

Dokumentation des Workshops  
in Berlin am 28. November 1997

**FRIEDRICH  
EBERT   
STIFTUNG**



Ostdeutsche  
Länder

**F o r u m**

**Ost  
Deutschland**

**Frauen nach der Wende -  
Frauen im gesellschaftlichen und  
wirtschaftlichen Umbruch**

Dokumentation des Workshops in Berlin  
am 28. November 1997

A 98 - 00080



ISBN 3-86077-703-3

Copyright © 1998 by

Friedrich-Ebert-Stiftung, Abteilung Ostdeutsche Länder  
Godesberger Allee 149, D-53170 Bonn

Umschlag: Pellens Kommunikationsdesign GmbH, Bonn

Telefon: 02 28 / 88 32 15

Telefax: 02 28 / 88 36 25

Internet: ZierauG@fes.de

Redaktion: Gisela Zierau (verantwortlich), Dr. Dorle Gelbhaar

Herstellung: Gerd Ernst, Friedrich-Ebert-Stiftung

Druck: satz + druck gmbh, Düsseldorf

Printed in Germany 1998

## Vorwort

Artikel 31 des Einigungsvertrages, der den Gesetzgeber verpflichtet, zur Abschaffung der Diskriminierung von Frauen die Gesetzgebung weiterzuentwickeln, das zweite Gleichberechtigungsgesetz sowie die Ergänzung von Artikel 3 Abs. 2 des Grundgesetzes sind rechtliche Grundlagen der Gleichberechtigungspolitik nach der Wiedervereinigung.

Ausgehend davon haben die Friedrich-Ebert-Stiftung und das Forum Ostdeutschland Expertinnen, aus unterschiedlichen fachlichen und gesellschaftspolitischen Disziplinen kommend, eingeladen, über die Gleichberechtigungspolitik nach der Wende aus ostdeutscher Perspektive Bilanz zu ziehen und deren Wirksamkeit zu bewerten. Darüber hinaus sollten veränderte politische Einstellungen von Frauen, insbesondere die Vorstellungen von gesellschaftlicher Partizipation junger Frauen, in die Analyse einbezogen werden. Unter der Leitung von Dr. Christine Bergmann fand dazu ein Workshop zum Thema „Frauen nach der Wende - Frauen im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbruch“ in Berlin statt. Die vorliegende Publikation dokumentiert die Beiträge dieses Workshops. Die Statements und Redebeiträge bilanzieren die sozialen, politischen, ökonomischen Veränderungen im achten Jahr nach der Wende in bezug auf Arbeit, Ausbildung, Beruf und Familie und beschreiben die Erfahrungen von Frauen im gesellschaftspolitischen Umbruch der deutschen Einheit. Wir danken den Teilnehmerinnen und Autorinnen für ihr Einverständnis, ihre Ausführungen in dieser Broschüre zu veröffentlichen.

*Gisela Zierau*

Abteilung Ostdeutsche Länder

# Inhaltsverzeichnis

## *Begrüßung*

Dr. Christine Bergmann 9

**A: Bilanz der gleichberechtigten Teilhabe von Frauen  
an den politischen Entscheidungsprozessen  
und Programmen** 17

*Einführender Beitrag:* Helga Lukoschat, TU Berlin 18

*Moderation:* Eva Kunz, Landesgleichstellungsbeauftragte von  
Brandenburg

## *Statements:*

Dr. Martina Weyrauch 36

Brigitte Engler 37

Helga Lukoschat 39

Dr. Christine Bergmann 41

Rosemarie Bechthum 42

Gerlinde Schnell 44

Helga Lukoschat 47

Anna Damrat 48

Dr. Dorle Gelbhaar 51

Dr. Helga-Maria Engel 53

Dr. Christine Bergmann 54

**B: Bilanz des Beitrags von Frauen zur gesellschaftlichen Entwicklung**

*Einführender Beitrag:* Kathrin Rohnstock

*Moderation:* Anna Damrat, MdA

*Statements:*

Eva Kunz	75
Anna Damrat	76
Dr. Christine Bergmann	77
Brigitte Engler	78
Brigitte Biermann	80
Rosemarie Bechthum	80
Dr. Martina Weyrauch	83
Dr. Anneliese Neef	84
Dr. Christine Bergmann	85
Kathrin Rohnstock	86

**C: Bilanz des Zugangs von Frauen zu den wirtschaftlichen Ressourcen**

*Einführender Beitrag:* Dr. Anneliese Neef, MdA,  
Humboldt-Universität Berlin

*Moderation:* Dr. Martina Weyrauch, Referentin, Staatskanzlei des  
Landes Brandenburg

*Statements:*

Kathrin Rohnstock	99
Brigitte Engler	99

Rosemarie Bechthum	102
Kathrin Rohnstock	104
Dr. Anneliese Neef	106
Dr. Dorle Gelbhaar	106
Eva Kunz	108
Mechthild Rawert	109

## Begrüßung

**Dr. Christine Bergmann**

Meine sehr geehrten Damen, mein sehr geehrter Herr,

ich begrüße Sie ganz herzlich zur gemeinsamen Veranstaltung der Friedrich-Ebert-Stiftung und des Forums Ostdeutschland „Frauen nach der Wende - Frauen im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbruch“.

Ich habe mich auf diese Stunden gefreut. Wir dürfen uns von den derzeitigen, in allen Ländern stattfindenden Debatten um die knappen Kassen und die gewaltigen Probleme auf dem Arbeitsmarkt nicht den Wind aus den Segeln nehmen lassen. Wir sollten diese Veranstaltung nutzen, um uns gegenseitig zu motivieren, Mut zu machen, zu sagen, wir müssen, wir können uns nicht unterkriegen lassen, gerade in diesen Zeiten. Wir müssen besonders dafür kämpfen, daß frauenpolitische Fragestellungen nach vorne kommen und daß wir ein Stück Erfolg für unsere Arbeit verbuchen können. Deshalb werden das heute für uns alle sicher ergebnisreiche Stunden sein.

Es wird Ihnen so gehen wie mir. Jedes Jahr um diese Zeit im November, wenn die Bilder der Demonstrationen und der Fall der Mauer wieder auf dem Bildschirm zu sehen sind, gucken wir ein Stück zurück, erinnern uns an unsere Erwartungen von damals, ziehen auch ein Stückchen Bilanz dessen, was wir erreicht haben. Mir geht es jedenfalls so, daß die Bilanz jedes Jahr ein wenig anders ausfällt. Aber es kommt auch jedes Jahr ein Stück mehr Selbstbewußtsein dazu, weil wir uns den Herausforderungen gut gestellt haben.

Wir haben gemeinsam an Runden Tischen überlegt, wie wir Bestehendes in unserem Sinne verändern können. Wir haben nach der Wiedervereinigung gelernt, nicht nur mit einem Rechts- oder Sozialsystem, sondern auch mit einem neuen Gesellschaftssystem umzugehen und Vorstellungen entwickelt, wie dieses zu verbessern ist.

Wir wollen, daß unsere Erfahrungen aus diesem Prozeß in die gesamtgesellschaftlichen Reformen, die wir in unserem Land dringend brauchen, einfließen. Dafür steht das Forum Ostdeutschland. Wir wollen ostdeutsche Erfahrungen bündeln, nutzbar machen für den gesamtdeutschen Reformprozeß. Deshalb freut es mich, daß wir diese gemeinsame Veranstaltung der Friedrich-Ebert-Stiftung und des Forums Ostdeutschland hier in Berlin durchführen.

Ich glaube, es gibt kaum einen besseren Ort als das Willy-Brandt-Haus, um über die Zeiten nach der Wende zu diskutieren. Aber wie ich schon sagte, nicht im nostalgischen Sinne, sondern in dem Sinne, daß wir sagen, was nutzt uns für die nächste Etappe, die wir zu bestehen haben.

„Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört.“ Wir haben alle noch diesen Ausspruch von Willy Brandt in den Ohren, der in den letzten Wochen auch wieder reichlich strapaziert wurde. Dieser Ausspruch gilt auch für die aktiven Frauen aus Ost und West, die sich zunächst nur langsam annäherten, die aber schnell erkannt haben, daß die gegenseitigen Stereotype der Westemanze und der Ostmutti ebenso wenig allgemeingültig waren wie die Umsetzung der Gleichberechtigungsartikel der Verfassung in die Lebensrealität der Frauen.

Wenn wir uns der Thematik „Frauen und deutsche Einheit“ widmen, gibt es eine Standardformel, die sich gnadenlos in den Köpfen festgesetzt hat: „Frauen sind die Verliererinnen der deutschen Einheit.“ Ich schätze diesen Satz nicht besonders, denn wie differenziert man den Satz auch betrachten kann und muß, politisch weist er in eine Sackgasse. Er hält Frauen in einer Opferrolle, und Opferrollen wirken immer lähmend. Dieser Satz verändert nichts.

Wir wollen aber nicht in Resignation verfallen, sondern wir wollen verändern. Wenn wir in diesen Problemfällen die politische Handlungsfähigkeit zurückgewinnen wollen, müssen wir einen Perspektivenwechsel wagen. Ein Perspektivenwechsel, den vor allem die jüngere Generation in vielen Fällen schon vollzogen hat. Darüber bin ich froh.

Sieben Jahre, die durch ein Sichzurechtfinden in einem neuen Wirtschaftssystem gekennzeichnet sind, lassen offenbar gerade für die junge Generation wenig Zeit für sentimentale Rückschau. In den Worten einer jungen Frau, die ich zitieren möchte, heißt es selbstbewußt: „Es ist ein Segen, daß die Wende kam, ich bin froh darüber, ohne daß ich meine Vergangenheit leugnen will.“

Nun möchte ich nicht falsch verstanden werden. Ich glaube, das tun Sie auch nicht. Es geht nicht um einen Perspektivenwechsel, der die soziale Schiefelage unserer Gesellschaft ausblendet oder von schwarz auf rosa schaltet, sondern es geht darum, einen Weg zu finden, der es uns erlaubt, positiv an das ungeheure Potential und die Leistungsbereitschaft der ostdeutschen Frauen anzuknüpfen.

*Die gesamtdeutsche Gesellschaft kann und darf es sich nicht leisten, auf dieses Potential zu verzichten, denn ein solcher Verzicht begründet Armut im Gemeinwesen.*

Kein Zweifel, reformpolitische Debatten und vor allem ein entsprechender Umsetzungswille sind notwendig. Erfolgreich aber wird dieser Prozeß nur sein, wenn es gelingt, die ostdeutschen Frauenerfahrungen und -kompetenzen in die Debatte zu integrieren. Wir sollten uns immer wieder vor Augen halten, wo wir vorangekommen sind. Das ist nicht immer unsere Stärke, uns zu sagen, daß das eine oder andere auch gelungen ist, jedenfalls im Gesamtprozeß, aber es hilft natürlich für die nächste Etappe. Wir sind in den letzten Jahren, bezogen auf die Verhältnisse der alten Bundesrepublik, frauenpolitisch - und gerade dank den Frauen aus dem Osten - auch ein Stück vorangekommen.

Dafür ist die Novellierung des § 218 für mich das beste Beispiel, wohlgermerkt bezogen auf die alte Bundesrepublik. Wir wissen, daß die

Regelung, die wir haben, für die Frauen im Osten ein Schritt zurück war. Aber die modifizierte Fristenregelung mit dem Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz ist für Frauen aus dem Westen eine deutliche Verbesserung. Und diese Verbesserung wäre sicher ohne den Druck der liberalen Fristenregelung der DDR nicht zustande gekommen. Wir sollten uns das immer wieder deutlich machen. Für die Frauen aus dem Westen war es ein ganzes Stück nach vorne.

Es gibt auch andere Beispiele: Die verlängerten Fristen bei der Freistellung zur Betreuung erkrankter Kinder, die Ausweitung der Unterhaltsvorschußkasse, die additive Anrechnung von Kindererziehungszeiten auf die Rente und nicht zuletzt ein verfassungsrechtlicher Reformschub hinsichtlich der Gleichstellung von Frauen und auch der Gleichstellung von verschiedenen Lebensformen.

Die Neufassung des Artikels 3 ist hierfür ein gutes Beispiel. und manche Bundesländer, zum Beispiel auch Berlin, sind in ihrer Landesverfassung darüber hinausgegangen und haben gesagt: Das reicht uns nicht. Wir formulierten in unsere Verfassung den Auftrag, daß das Land verpflichtet ist, die Gleichstellung und die gleichberechtigte Teilhabe herzustellen und zu sichern und daß zum Ausgleich bestehender Ungleichheiten auch Maßnahmen zur Förderung zulässig sind.

Durch die Vereinigung sind Frauen dazu gekommen, die ihre Berufstätigkeit als selbstverständlich betrachten. Auf diesem Selbstverständnis aufzubauen ist ein ganz wichtiges frauenpolitisches Kapital. Wir versuchen, das in alle Politikfelder hineinzutragen.

Ich will noch einmal kurz neue Zahlen nennen. Im Oktober 1997 stellten die Frauen in den neuen Ländern 58,3 Prozent aller 1,3 Millionen der gemeldeten Arbeitslosen, aber nur 46,9 Prozent der 5,2 Millionen sozialversicherungspflichtig beschäftigten Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. An der seit Jahren bestehenden Situation, daß Frauen die größeren Probleme auf dem Arbeitsmarkt haben, in den neuen Ländern mehr von Arbeitslosigkeit betroffen sind, hat sich nichts geändert.

Nach einer kürzlich veröffentlichten Studie des DIW lassen sich Frauen

aus den neuen Ländern weniger in die stille Reserve abdrängen. Erwerbsorientierte Nicht-Erwerbstätige, so heißt das in der Statistik, melden sich in Ostdeutschland arbeitslos. Die stille Reserve spielte 1996 mit rund 270.000 Personen kaum eine Rolle. In den alten Ländern ist das noch anders. Da ist die zu über drei Vierteln aus Frauen bestehende stille Reserve auf einem hohen Niveau von rund 2,5 Millionen Personen. In diesem Festhalten an dem Wunsch nach Erwerbstätigkeit, das sich auch statistisch manifestiert, zeigt sich, daß insgesamt in Ostdeutschland eine ungebrochen hohe Erwerbsorientierung zu verzeichnen ist. Erwerbsarbeit gehört zur selbstverständlichen Lebensplanung von Frauen. Es gibt auch andere Studien, die das belegen.

Eine aktuelle Studie der Humboldt-Universität von Frau Prof. Giesecke und Frau Dr. Siepers zur Umschulungssituation von Frauen in den neuen Ländern kommt zu dem Ergebnis, daß trotz hoher Motivation und guter Ergebnisse bei Umschulung Frauen am Arbeitsmarkt benachteiligt sind: Die Frauen haben nach wie vor die schlechteren Möglichkeiten, integriert zu werden. Aber das Verständnis von der Erwerbsarbeit bei Frauen aus den neuen Ländern ist nach wie vor ein anderes. Es gibt nicht die im Westen übliche Polarisierung von Familien- und Berufsorientierung.

Es ist nach wie vor auch jungen Frauen aus den neuen Ländern unverständlich, daß man zwischen einer Orientierung auf Familie oder einer auf Erwerbsarbeit entscheiden muß. Ich hoffe, daß das so bleibt. Die Frauen leiden darunter – und formulieren das auch -, daß den Frauen faktisch die Möglichkeit, sich selbständig den eigenen Lebensunterhalt zu sichern, nur gewährt, nicht aber selbstverständlich zugestanden wird. Wir kämpfen um das selbstverständliche gleiche Recht auf Erwerbsarbeit. Also nicht etwas, was in guten Zeiten Frauen zur Verfügung steht und in schlechten wieder nicht.

In einem Zwischenbericht der Bundeskonferenz der Frauen und Gleichstellungsbeauftragten der Hochschulen kommen diese zu dem Ergebnis, daß es bei der Umgestaltung der Hochschuleinrichtungen in den neuen Ländern zwar gelungen ist, Frauen zu integrieren, aber die personelle Umstrukturierung der Hochschulen in den neuen Bundesländern vor allem einen Karriereschub für Wissenschaftlerinnen aus den alten Bun-

desländern gebracht hat. Wir freuen uns natürlich immer, wenn es für Frauen wenigstens insgesamt bergauf gegangen ist. Aber die ungleichen Bedingungen in den wissenschaftlichen Biographien, natürlich auch bei Männern, führen, wenn es darum geht, wer welchen Lehrstuhl besetzt, dazu, daß die ostdeutschen Frauen gegenüber den westdeutschen benachteiligt sind. Man muß das durchaus sehen, auch wenn es in dem einen oder anderen Bereich insgesamt für Frauen einen Schub gebracht hat.

Wir wissen, daß an den Universitäten Frauen vor allem im Mittelbau verloren haben und daß der Frauenanteil bei den Hochschullehrern im Mittelbau in den neuen Ländern insgesamt gesunken ist. Das ist ein wichtiges frauenpolitisches Feld, an dem wir alle gemeinsam arbeiten müssen.

Diese Veranstaltung hier ist ein Auftakt. Wir wollen am 28. März 1998 in Halle eine größere Veranstaltung des Forums Ostdeutschland durchführen, Frauen und Erwerbsarbeit ist dort ein zentrales Thema. Wir möchten die Ergebnisse der heutigen Veranstaltung dort einfließen lassen und die eine oder andere Veranstaltung bis dahin auch noch einmal an einem anderen Ort durchführen. Wir alle müssen die nächsten Monate nutzen, um frauenpolitische Ziele zu formulieren.

In den Zeiten, wo man sich daran erinnert, daß man Frauen mindestens als Wählerinnen braucht, und vielleicht das eine oder andere parteiübergreifend mit einspeist, können durchaus Fortschritte erzielt werden. Das ist unsere Zielstellung. Deshalb wollen wir nicht nur den Erfahrungsaustausch, sondern auch sehen, daß wir aus dem, was wir hier lernen, mehr machen können und daß wir es im nächsten Jahr als Forderungen aufstellen werden.

Ich hoffe auf eine interessante und lebhafte Diskussion. Bevor ich dann zur Moderation für den ersten Schwerpunkt an Eva Kunz übergebe, möchte ich die Gelegenheit nutzen und noch einmal allen danken, die durch ihre Arbeit am Zustandekommen dieser Veranstaltung beteiligt waren. In erster Linie natürlich der Friedrich-Ebert-Stiftung und damit Gisela Zierau, herzlichen Dank. Es macht ja doch immer eine ganze

Menge Mühe. Herzlichen Dank auch der Mitarbeiterin, die das hier alles organisiert hat. Ich möchte Anna Damrat, Petra Weis und Margrit Zauer danken. Ohne diese wären die Planung und Organisation nicht möglich gewesen. Ebenso danke ich Marlies Stieglitz vom Forum Ostdeutschland für ihre Unterstützung. Also Euch und Ihnen allen herzlichen Dank. Ich denke, die Veranstaltung wird so sein, daß am Ende alle sagen, die Arbeit hat sich gelohnt. In diesem Sinne übergebe ich jetzt Eva Kunz die Moderation.

# **A: Bilanz der gleichberechtigten Teilhabe von Frauen an den politischen Entscheidungsprozessen und Programmen**

**Eva Kunz**

Ich denke bei dem Thema, das wir haben - „Gleichberechtigte Teilhabe von Frauen an politischen Entscheidungsprozessen und an der Entwicklung von politischen Programmen“ - bietet es sich an, uns noch einmal an das Ziel zu erinnern, das die Frauen in Ostdeutschland in der Wende hatten, nämlich an den politischen Entscheidungen mitzuwirken und ein kräftiges Wort mitzureden. Wir haben das auch getan und unseren Anspruch angemeldet. Wir haben von den Frauen in der alten Bundesrepublik einiges sehr schnell und relativ unproblematisch übernommen wie etwa die Quoten oder Institutionalisierungsformen von Frauenpolitik. Davon haben wir im Osten auch profitiert. Ich denke wir sollten alles, was wir heute als Beginn eines längeren Prozesses von Standortbestimmung auf diesem Weg, der letztlich auch den Ort von Frauen im demokratischen Prozeß beschreibt, an unserer ursprünglichen Zielvorstellung messen und sorgfältig darüber nachdenken: Was sind eigentlich die Bedingungen auf der Seite der Frauen, auf der Seite der allgemeinen politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und sonstigen Rahmenbedingungen, die zum Erfolg, aber auch zum Mißerfolg führen können. Darüber lohnt sich genau nachzudenken. Und natürlich auch Strategien zu entwickeln, wie es weitergeht. Ich denke das wird ein längerer Prozeß, zu dem wir heute einen Teil beitragen.

Zunächst einmal möchte ich Helga Lokuschat begrüßen, die uns jetzt mit Erkenntnissen füttern wird, die auf wissenschaftlicher Untersuchung beruhen und das, was wir alle aus subjektiven Beobachtungen teilweise wissen auf eine objektivere Basis stellt. Frau Lokuschat arbeitet an der TU Berlin in der Forschungsgruppe von Barbara Scheffer-Hegel. Die ist vielen bekannt, spätestens nachdem sie 1994 auf der ASF-Bundeskonzferenz einen wunderbaren Vortrag über Frauen und Macht gehalten hat. In

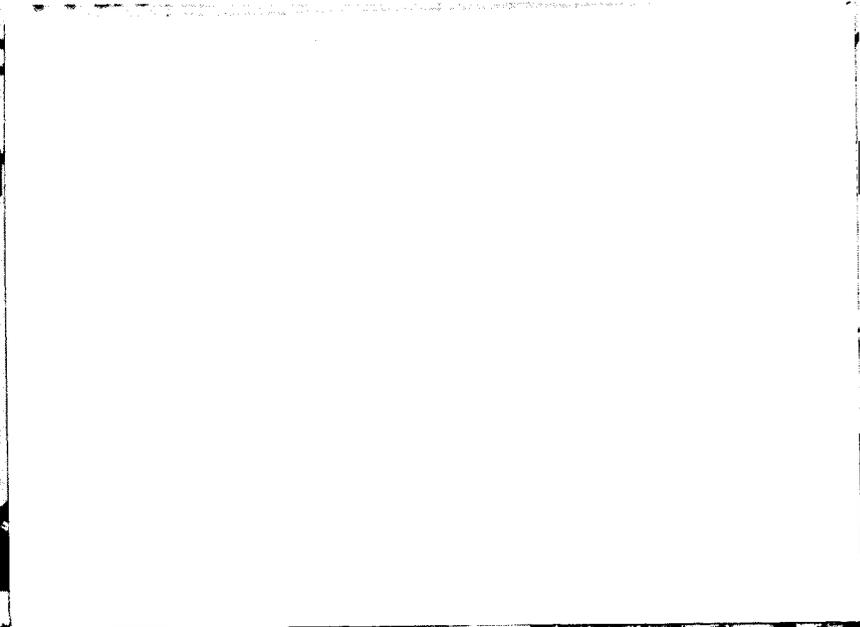
dieser Forschungsgruppe ist unter anderem auch die Untersuchung über die Frauen im rot-grünen Berliner Senat gelaufen. Und in diesem Jahr ist eine Untersuchung von Helga Lokuschat abgeschlossen worden, deren Ergebnisse uns Frau Lokuschat vorstellen wird. Und in dieser Forschungsgruppe wird also nicht nur Theorie betrieben, sondern es gibt auch ganz praktische Projekte. Das nächste wird sein: Starthilfe für den weiblichen Führungsnachwuchs. Sie arbeiten auch an der Institutionalisierung einer Akademie für weiblichen Führungsnachwuchs in Politik und Wirtschaft, die auch von Dr. Christine Bergmann mit unterstützt wird. Eigentlich kündigen sich da schon gute Sachen an. Und damit möchte ich Ihnen jetzt das Wort geben.

### Helga Lukoschat, TU Berlin

Mein Name ist Helga Lukoschat und ich freue mich wirklich ganz besonders und möchte mich ganz herzlich für die Einladung zu dieser Veranstaltung bedanken. Auch bin ich meinerseits sehr gespannt auf den Austausch, den wir heute miteinander haben werden. Ich empfinde es wirklich als eine Ehre, daß ich hier als Westberliner Forscherin vortragen darf.

Was ich Ihnen vortragen werde, ist wesentlich Ergebnis einer empirischen Untersuchung unter der Leitung von Barbara Scheffer-Hegel. Ich werde Ihnen zunächst nach einer kurzen Einführung einige Daten sagen zur Situation von Politikerinnen und möchte dabei besonders ein paar Spezifika der Situation ostdeutscher Politikerinnen hervorheben. Zur Einstimmung vorneweg, es gibt gar nicht so viele Unterschiede zwischen Ost und West. Gerade was die Einschätzung als Frau in der Politik angeht.

Daran anschließend möchte ich Ihnen drei konzeptionelle oder strategische Ansätze vorstellen, wie möglicherweise künftig die Handlungsmacht und der Einfluß von Frauen in der Politik gestärkt werden kann. Denn das Thema, das wir heute besprechen, Teilhabe an politischen Entscheidungsprozessen und Programmen, ist nicht nur eine quantitative Frage.



Bitte verzeihen Sie mir, wenn ich meinem Vortrag ein Zitat einer Politikerin voranstelle, die nicht den Sozialdemokratinnen angehört. Aber die zitierte Politikerin hat das Problem einfach auf eine sehr knappe und griffige Formel gebracht. Wie bilanziert Rita Süßmuth, die ranghöchste Frau in diesem Staat, die Frage der gleichberechtigten Teilhabe von Frauen an der Politik, an politischen Entscheidungen? Rita Süßmuth hat vor kurzem gesagt: Frauen haben mehr Mandate, aber Frauen haben nicht mehr Macht.

Mehr Mandate: Zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik, das dürfte Ihnen bekannt sein, stellen Frauen heute mit 26,3 Prozent immerhin ein gutes Viertel der Abgeordneten im deutschen Bundestag. In den Landesparlamenten liegt der Anteil der weiblichen Parlamentarierinnen im Westen durchschnittlich bei 25 Prozent und in den Parlamenten der neuen Bundesländer liegt er sogar noch höher, nämlich bei 29,33, also knapp 30 Prozent. Also das finde ich erst einmal eine Ausgangsbasis, die sich doch auch sehen lassen kann.

Wie sieht es nun mit den Führungspositionen in der Politik aus? Nach Jahrzehnten der Stagnation, ich beziehe mich auf die westliche Bundesrepublik, hat sich auch der Anteil von Frauen an Führungspositionen kontinuierlich erhöht. Auf Bundesebene liegt er aktuell bei 18,4 Prozent. Führungsposition meint hier: Bundesregierung, Staatssekretärinnen, Fraktionsvorsitz, parlamentarische Geschäftsführung, Leitung eines ständigen Bundestagsausschusses etc., also 18,4 Prozent. Das ist natürlich ganz offensichtlich keine weltbewegende Zahl und entspricht noch nicht einmal dem Anteil der Parlamentarierinnen. Sie wissen, wir haben nur zwei Ministerinnen auf Bundesebene. Unter den 56 Staatssekretären sind sieben Frauen und von den 22 ständigen Bundestagsausschüssen, werden jetzt zum ersten Mal in dieser Legislaturperiode fünf von Frauen geleitet. Auch das ist schon ein historisches Novum.

Von der demokratisch gebotenen gleichberechtigten Gestaltungsmacht von Frauen auf die Politik, sind wir damit immer noch ein ganzes Stück entfernt. Aber das Problem ist nicht allein eine Frage von Quantitäten. Die Frage ist auch, wie Frauen die Mandate, die sie haben, wirkungsvoller und sichtbarer nutzen können. Und wir müssen dabei aber auch bedenken, daß das Handlungsfeld der Politik historisch unter dem Ausschluß von Frauen entstanden ist und daß seine Strukturen, und das hat unsere Untersuchung auch noch einmal eindrucksvoll belegt, nach wie vor männlich geprägt sind. Auch die Arbeitsweisen, die Inhalte, die Inszenierungen, wie Politik dargestellt wird: Frauen müssen gegenwärtig sein, daß sie dort nach wie vor Prozessen der Anpassung unterliegen, daß sie nicht so bleiben können wie sie eigentlich gern bleiben wollen. Und daß sie auch Prozessen der Ausgrenzung und der Marginalisierung, also des „an den Rand geschoben werdens“, gegenwärtig sein müssen. Ich denke schon, die flüchtige Zeitungslektüre und der Blick in die Nachrichtensendungen des Fernsehens zeigen, daß es nach wie vor überwiegend männliche Politiker sind, die die Themen setzen, die mediale Öffentlichkeit dominieren und letztlich die Entscheidungen fällen.

Wie sehen eigentlich junge ostdeutsche Frauen die Situation? Ich möchte Ihnen dazu zwei Zitate aus der Shell-Studie 1997 geben: „Viele Jugendliche sind schlichtweg frustriert von der Politik, weil es so

schwierig ist mit Arbeitsstellen“, sagt zum Beispiel eine 20jährige junge Frau aus Ostdeutschland. „Das schafft viel Hoffnungslosigkeit. Man könnte sagen, o.k. ich kreppe die Ärmel hoch und gehe in die Politik, um endlich etwas zu verändern. Aber da sitzen all die alten Männer in ihren Positionen, wie kriegt man die weg?“

Und eine 14jährige stellt fest: „Der Staat kommt überhaupt nicht klar mit seinen Aufgaben. Das sieht man an der Massenarbeitslosigkeit, an der Obdachlosigkeit. Politiker, das sind für mich Männer in grauen Anzügen. Die erzählen und erzählen und nochmals erzählen und eigentlich machen die gar nichts.“

Politik ist für ostdeutsche junge Mädchen und Frauen, und diese Aussagen dürfen durchaus als repräsentativ betrachtet werden, Politiker, das sind die Männer in den grauen Anzügen. Die Politikerinnen, diese 30 Prozent, die wir haben, wo sind sie, warum werden sie nicht wahrgenommen? Das ist doch genau die Frage, die wir uns heute stellen müssen.

In unserer Untersuchung haben wir uns gefragt: Wo stehen Politikerinnen heute, was beeinträchtigt Ihre Potentiale und wie kann langfristig ihr Einfluß in der Handlungsmacht gestärkt werden. Wir sind davon ausgegangen, daß Instrumente wie die Quote allein nicht ausreichen werden. Die Entwicklung von wirkungsvollen Konzepten und Instrumenten zur Stärkung von Frauen in der Politik wird noch dringlicher, wenn wir den Nachwuchsmangel und den Mitgliederschwund der Parteien mit einbeziehen sowie die eben schon erwähnte Politikverdrossenheit der jüngeren Generation. Zudem lastet auf der Politik ein immer größer werdender Professionalisierungsdruck. Die gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen, Stichwort Globalisierung, stellen an den Bereich der Politik immer höhere Anforderungen an Effizienz in Wissensaneignung und Informationsbearbeitung, an Problemlösungskompetenz und auch an Professionalität im Umgang mit Medien und Öffentlichkeit.

Politische Machtausübung muß aber nur effizient und professionell organisiert sein, sondern auch die Qualität ihrer Entscheidungen, ihren Mut, ihre Weitsichtigkeit, ihre Gemeinwohlorientierung unter Beweis

stellen, wenn sie die Akzeptanz der Bevölkerung zum parlamentarischen Parteiensystem nicht untergraben will.

Unter frauenpolitischer Perspektive verschärft sich das Problem noch. Denn einerseits haben sich die Parteien verpflichtet, die SPD hier mit federführend, den Anteil von Frauen an Ämtern und Mandaten kontinuierlich zu erhöhen. Andererseits ist der Mangel an weiblichem Parteiennachwuchs gravierend. Und gerade in den ostdeutschen Ländern besonders gravierend, darauf werde ich noch zu sprechen kommen. Bisher sind jedoch unserer Einschätzung nach in den Parteien höchstens ansatzweise Konzepte entwickelt worden, wie man das Ziel der gleichberechtigten Teilhabe von Frauen in der Politik verbinden kann mit Ansätzen zu einer qualifizierten Nachwuchsförderung. Also einer Vorbereitung des politischen Personals auf die Anforderungen, die ich eben beschrieben habe und auch mit der Frage aktueller demokratiepolitischer Problemlagen. Wir dürfen Frauenförderung nicht isoliert von diesen anderen Fragen betrachten. Das möchte ich auch als Input für die Diskussion geben, einen ganz wichtigen Ansatz, um hier besser voranzukommen.

Handlungsfähigkeit und Einfluß basieren auch im politischen Raum auf persönlicher Kompetenz und professionellen Qualifikationen. Entscheidend für die Politik ist aber die Fähigkeit, Machtzentren zu schaffen und zu erhalten. Und da ich hier öfter von Macht spreche, möchte ich Ihnen auch eine Definition geben, wie wir das verstanden haben, und zwar sehen wir in Anlehnung an den Machtbegriff von Hanna Arendt Macht als Resultat eines politischen Prozesses, in dem der oder die einzelne von einer Gruppe von Menschen ermächtigt wird, in ihren Namen zu sprechen und zu handeln. Machtzentren erwachsen aus dem Zusammenschluß und dem gemeinsamen Handeln politischer Akteure. Für unseren Kontext bedeutet dies, daß der Stärkung der Kooperations- und der Bündnisfähigkeit von Frauen eine Schlüsselstellung zukommt.

Ich möchte Ihnen nun einige Ergebnisse und Einsichten aus unserer Untersuchung vorstellen. Sozusagen mehr auf der empirischen Ebene. Wir haben 1996 eine Gesamterhebung mittels eines Fragebogens bei allen Parlamentarierinnen der Bundesrepublik durchgeführt, Bund-

Länder- und Europaebene und eine etwa gleich große Anzahl von Kommunalpolitikerinnen befragt. Von den insgesamt 1.200 verschickten Fragebögen kehrten 700 zurück. Mit diesem Rücklauf von rund 58 Prozent ist die Erhebung repräsentativ. Die Politikerinnen der neuen Länder waren gleichfalls repräsentativ vertreten. Wir haben also eine quantitative Erhebung gemacht. Wir haben aber auch mit etwa 30 Frauen aus politischen Führungspositionen Intensivinterviews geführt und haben auch darauf geachtet, daß alle im Bundestag vertretenen Parteien berücksichtigt waren, die verschiedenen Altersgruppen, Ost und West angemessen vertreten waren und unterschiedliche politische Funktionsebenen.

Einige Daten. Zunächst: Frauen in der Politik unterscheiden sich in ihren Lebensäußerungen auf den ersten Blick nur wenig von der Mehrheit der Frauen der deutschen Bevölkerung. Sie sind berufstätig, verheiratet, ein großer Teil hat familienbedingt die Erwerbstätigkeit zeitweise unterbrochen oder teilweise fortgesetzt.

Frauen in der Politik sind im Vergleich zur weiblichen Gesamtbevölkerung allerdings eine überdurchschnittlich gut gebildete Gruppe. Die Befunde zu ihrer Bildungsbeteiligung und zu den Schul- und Berufsabschlüssen deuten auf ein Potential hin, das in dieser Qualität und Häufigkeit in anderen gesellschaftlichen Subsystemen kaum vorzufinden ist. Nur vier Prozent der erfaßten Politikerinnen sind unter 31 Jahre alt. Die 41- bis 60jährigen machen zusammen 70 Prozent aus.

Bemerkenswert ist, daß die Politikerinnen aus den neuen Bundesländern ca. 10 Jahre jünger sind als ihre Kolleginnen aus den alten Ländern. Dort ist die größte Gruppe zwischen 30 und 40 Jahren. Und ich denke das hat zwei Ursachen. Zum einen, das wurde in unserer Untersuchung auch verdeutlicht, war die Wende 1989/90 natürlich das politische Schlüsselereignis für die Frauen im Osten, politisch aktiv zu werden, und es gab noch einmal einen anderen Schub der Politisierung. Zum anderen haben Frauen in Ostdeutschland in der Regel früher ihre Kinder bekommen und sind also auch schon „fitter“, dann wieder in die Politik einzusteigen. Aber es ist generell interessant, denn zunehmend gelingt es Frauen, politische Karriere und ein Leben mit Kindern und Familie zu

vereinbaren. 65 Prozent der erfaßten Politikerinnen unserer Untersuchung leben mit Kindern. Das gilt auch für die Frauen in politischen Spitzenpositionen. Auch diese haben zur Hälfte ein oder mehrere Kindern, die allerdings überwiegend schon erwachsen sind oder im Jugendalter. Allerdings müssen Frauen, die Politik und Familie unter einen Hut bringen wollen, nicht nur Energiebündel und Organisationstalente sein, sondern sie müssen auch ein außergewöhnlich unterstützendes Umfeld haben. In der ganz großen Mehrzahl betonen unsere Interviewpartnerinnen, daß sie es ohne die praktische Unterstützung und den moralischen Rückhalt ihres Mannes die politische Karriere nicht bewältigen hätten können. Dennoch konnte nur eine von ihnen auf einen Hausmann zurückblicken. Für männliche Politiker ist es dagegen noch immer selbstverständlich, sich auf eine hauptberufliche Karrierebegleiterin stützen zu können und von der Verantwortung für Kinder und Haushalt weitgehend befreit zu sein.

Dazu auch noch einmal zwei vergleichende Daten: Im Bundestag sind 76 Prozent der männlichen Abgeordneten verheiratet und haben Kinder. Bei den Frauen sind es dagegen nur 52 Prozent. Aber dieser Anteil ist so hoch wie noch nie zuvor. In früheren Generationen wurden Frauen noch extremer vor die Wahl gestellt waren, Politik oder Familie. Die heutige Frauengeneration läßt sich nicht mehr so vor diese Alternative stellen.

Welche spezifische Behinderungen und Schwierigkeiten haben Frauen in der Politik? Die Politikerinnen unserer Untersuchung haben mehrheitlich die Erfahrung gemacht, daß es einen erheblichen Unterschied darstellt, als Mann oder als Frau hierzulande Politik zu betreiben. Sie haben uns oft sehr detailliert, sarkastisch, kenntnisreich über diese spezifische Behinderungen berichtet. Eine davon ist, daß Frauen als Politikerinnen unter einem ganz besonders hohen Erwartungsdruck stehen. Das ganz besonders, wenn sie sich in die sogenannten harten, in die prestigeträchtigen Ressorts vorwagen. Dann wird noch mal ganz genau geguckt, ist diese Frau dafür überhaupt kompetent? Die Frauen stehen stärker auf dem Prüfstand als ihre männlichen Kollegen und reagieren darauf mit dem Verhaltensmuster des Perfektionismus. Dieser ist aber oft situationsunangemessen und behindernd. Dazu ein Zitat einer jungen Politikerin aus Bonn: „Was mich wirklich behindert hat und teilweise

immer noch behindert, ist, daß ich, bevor ich mich äußere, das Gefühl habe, bin ich jetzt sicher in diesem Thema... also ich bin übervorbereitet, fast immer übervorbereitet. Aber das ist unglaublich schwer das abzulegen. Ich versuche, mich da irgendwie selbst zu schulen, den Anspruch an mich nicht zu hoch zu hängen. Das machen Männer einfach anders. Ich bin manchmal schon erstaunt, mit welcher Dreistigkeit die dann Sachen verkünden, wo ich genau weiß, da steht nicht viel dahinter. Aber die schaffen es dann auch, nicht unsicher zu werden, wenn 50 Journalisten vor einem stehen.“

Der Umgang mit Medien gilt ohnehin der Hälfte unserer Interviewpartnerinnen als ein Bereich, in dem Frauen größere Schwierigkeiten haben als Männer. Insbesondere junge und auch wieder ostdeutsche Politikerinnen kritisieren, daß Frauen sich im Vergleich zu Männern deutlich mehr anstrengen müßten, in den Medien wahrgenommen zu werden. Zu dem Medienrummel um die männlichen Platzhirsche bemerkte eben dieselbe junge Politikerin lakonisch: „Bonn fördert Machos, das ist einfach so.“

Wollen die Medien nicht zu den Frauen kommen, so wollen die Frauen aber auch nicht so recht zu den Medien kommen. Mehrfach wird der Umgang mit den Medien als anstrengend und belastend beschrieben. Selbst eine altgediente, scharfzüngige, durchaus durchsetzungsstarke Politikerin Ihrer Partei gab im Interview unumwunden zu, daß sie es noch immer hassen würde, mit Journalisten zu sprechen und sich selbst einen Tritt geben muß. Also nicht nur Rhetorik-Kurs, sondern auch ganz gezieltes Medientraining und Strategien der Öffentlichkeitsarbeit sind unseres Erachtens deshalb wichtige Bausteine, wenn man Professionalisierungsangebote, Unterstützungsangebote für Frauen in der Politik entwirft. Aber auch über die Art und Weise der Medienberichterstattung sind zahlreiche Politikerinnen verärgert. Kritisiert werden klischeehafte Darstellungen, die Politikerinnen nach Äußerlichkeiten beurteilt oder auf ein traditionelles weibliches Verhaltensrepertoire einschränken. Sie sollen Charme zeigen, sie sollen bescheiden sein ...

Die subjektiven Eindrücke der von uns befragten Politikerinnen werden durch jüngere Untersuchungen zur Medienberichterstattung auch bestä-

tigt. Darunter auch die Untersuchung zum rot-grünen Frauenschatz, an der ich selbst beteiligt war. Es ist so, daß über Frauen nicht nur quantitativ weniger berichtet wird, sondern daß auch die Berichterstattung oft von Stereotypen und Vorurteilen durchsetzt ist. Als heute Frau Dr. Bergmann den Artikel im „Spiegel“ erwähnt hat - Sie haben mir wirklich aus der Seele gesprochen. So etwas habe ich schon lange nicht mehr gelesen. Und ich habe mich besonders geärgert, weil ich angelockt war durch das Titelbild „Die vaterlose Gesellschaft“ und dachte, wunderbar, der Spiegel greift dieses Problem „Männer in die Familienarbeit“ auf und jetzt verändern wir da mal etwas. Ich habe also tatsächlich fünf Mark ausgegeben und den Spiegel gekauft, was ich schon lange nicht mehr tue und fühlte mich düpiert und betrogen. Ich hoffe, daß sich da wirklich auch noch Proteste regen.

Ich finde diese Befunde zu den Medien vor allem deswegen so wichtig, weil unsere Demokratie eben weitgehend medienvermittelt und Medienpräsenz längst als Maßeinheit des politischen Erfolgs gilt.

Ostdeutsche Politikerinnen fühlen sich oftmals zweifach belastet. Sie haben nicht nur den Beweis für die Politikfähigkeit von Frauen zu erbringen, sondern auch den Beweis für die Politik und Demokratiefähigkeit der ostdeutschen Bevölkerung. Ostdeutsche Politiker und Politikerinnen stehen als Repräsentanten einer ganzen Bevölkerungsgruppe in besonderer Weise auf dem Prüfstand. Vergleichbare Erfahrungen als politische Symbolfiguren machen auch Frauen in den männerdominierten Spitzenpositionen der Politik. Dazu eine ostdeutsche Politikerin, die in Bonn tätig war: „Zwischen dem, was man als Frau und Ostmensch erlebt gibt es sehr viele Parallelen. Wenn das zusammenkommt, multipliziert sich das. In der öffentlichen Wahrnehmung, die Maßeinheit des Erfolgs ist, war ich doppelt benachteiligt. Männer haben es leichter, von den Medien wahrgenommen zu werden als Frauen. Und Leute aus dem Osten haben es schwerer als Leute aus dem Westen. Wenn mein Kollege sich beispielsweise über Rostock oder Leipzig äußerte, war das für alle Journalisten etwas völlig Normales. Wenn ich etwas über Saarbrücken oder Hamburg sagte, haben mich die Journalisten angesehen als ob ich in einer fremden Wohnung Schränke verrücke.“ Ich finde, dieses Zitat sagt alles. Auf welche Art und Weise ostdeutschen Politikern und Poli-

tikerinnen die Kompetenz für die gesamtdeutsche Perspektive abgesprochen wird. Sie gelten immer als Spezialisten für den Osten.

Ich möchte Ihnen aus der ganzen Bandbreite der Erfahrungen mit der Situation von Frauen in der Politik schließlich noch zwei Bereiche vorstellen, die sich auf das Standing und den Aufstieg von Frauen besonders nachteilig auswirken. Einmal: Einige unserer Interviewpartnerinnen erlebten, daß ihre Identität als Frau in Frage gestellt wurde, als sie „männliche“ Karrierewünsche zeigten. Sie habe ihren ganzen Charme verloren, bekam zum Beispiel eine Politikerin zu hören, als sie es sich als junge Frau herausnahm, den Vorsitz ihrer Kreistagsfraktion zu übernehmen. „Ein Kollege, mit dem ich bis dahin auf der Flirtebene ganz gut zurecht gekommen war, sagte dann plötzlich, ich hätte meinen ganzen Charme verloren. Das ist mir völlig unvergeßlich. Da war ich 32, das fand ich dann doch ein hartes Stück. Das sind die Methoden, mit denen Du dich auseinandersetzen muß. Das ist läppisch, aber ich habe es nicht vergessen.“ Die Episode ist durchaus nicht läppisch. Sie wirft ein sehr bezeichnendes Schlaglicht auch auf die Mechanismen der Entwertung und der Destabilisierung von Frauen in der Politik. Denn im kulturellen Symbolsystem der Gesellschaft ist die Ausübung einer Herrschaftsposition sehr mit der Vorstellung von Männlichkeit verkoppelt und verwoben, daß der Zweifel dann an der Weiblichkeit von Führungsfrauen entweder latent immer vorhanden ist oder eben dann bewußt eingesetzt werden kann, wenn es opportun erscheint. Politikerinnen müssen sich, ob sie es wollen oder nicht, mit der über ihnen schwebende Drohung auseinandersetzen, keine richtige Frau mehr zu sein, wenn sie politische Karriere machen. Und sie müssen diese Drohung auch zurückweisen und verarbeiten. Aber das heißt: Sie müssen einfach einen anderen Energieaufwand leisten, den Männer überhaupt nicht leisten müssen.

Schließlich noch ein letzter, ganz entscheidender Punkt, warum es für Frauen schwieriger ist, in politische Führungs- und Entscheidungspositionen zu gelangen. Das Einfädeln in die von Männer dominierten Seilschaften der Politik ist für die Mehrzahl der Politikerinnen schwierig und belastend. Frauen wollen und können sich nicht vollständig in die oftmals männerbündisch funktionierenden Gruppierungen der Parteimänner integrieren. Zugleich haben sie aber oft noch zu wenig verläß-

liche und machtvolle Frauennetze und -bündnisse, die das kompensieren könnten. Für Männer ist es eine selbstverständliche, immer wieder tradierte Erfahrung, daß sie von der Unterstützung anderer Männer irgendwann selbst profitieren werden. Sei es um ihre individuellen Karrierechancen zu verbessern, sei es um die Macht der eigenen Gruppierung oder des eigenen politischen Flügels zu stärken. Frauen dagegen fehlt dagegen weitgehend noch die Erfahrung funktionierender, verlässlicher Bündnisse. Und besonders in den Parteien, deren Funktionsweise ganz entscheidend von solchen inneren Unterstützungszusammenhängen abhängt, wirkt sich dieser Erfahrungsmangel nachteilig aus. Das Seil zwischen Frauen, das sie untereinander spannen könnten, um aufzusteigen, ist an beiden Enden noch spröde und rissig. Denn einerseits hat die Frau an der Spitze nicht die Gewißheit, daß sie von Frauen an der Basis auch in schwierigen Situationen vorbehaltlos unterstützt wird, oftmals wenn Frauen in Situationen kommen, die Taktik erfordern, wird ihnen dann von der Basis Verrat oder ähnliches vorgeworfen, die Frauen sind zum Teil, das zeigt auch unsere Untersuchung, rigider als Männer, schrauben die Erwartungen sehr hoch. Andererseits wissen aber auch die Frauen an der Basis nicht hundertprozentig, ob die Frau, die an die Spitze kommt, dann tatsächlich so machtvoll sein wird und die Macht für sie nutzen wird. Wir haben es in der Politik auch schon erlebt, daß dann von Frauen die Loyalität aufgekündigt wurde.

Nun habe ich Ihnen einige Beispiele und Argumente auch für die Schwierigkeiten von Frauen in der Politik gebracht. Ich möchte jetzt aber einige Ansätze aufzeigen oder Anregungen geben, was wir tun könnten, um das zu verändern.

Wir gehen davon aus, daß Frauen durchaus ein Innovationspotential für die Politik darstellen können. Das, was Frauen an Sichtweisen, an Ideen, an Überlegungen mitbringen, ist ein Innovationspotential, aber es kommt gegenwärtig nicht so zum Tragen, wie es eigentlich zum Tragen kommen müßte. Das ist immer genau dieser Zwiespalt. Weil Frauen nach wie vor noch stark diesen Prozessen der Anpassung, des Abgeschnittenwerdens, des Vereinzeltwerdens unterworfen sind. Wir denken deshalb, daß diese Frage zur Kooperation und Bündnisfähigkeit unter Frauen eine Schlüsselfrage ist und man kann das auf drei Ebenen durch-

spielen. Einmal generationenübergreifend, dann themen- und ressortübergreifend und schließlich die Frage von gesellschaftlichen und parteiübergreifenden Kooperationen und Vernetzungen.

1. Zur generationenübergreifenden Kooperation: In den Parteien, das ist auch ein ganz wichtiges Ergebnis unserer Studie, wird der weibliche Führungsnachwuchs bislang unzureichend gefördert. Gerade einmal 6,6 Prozent der befragten Politikerinnen gaben an, durch Personen ihres politischen Umfeldes für die Politik ermuntert, gefördert und unterstützt worden zu sein. Die Unterstützung kam von Ehepartnern, Freunden, Kollegen, die Parteien stehen mit 6,6 Prozent sehr schlecht da. Nur die Schule ist noch etwas schlechter. Also das ist auch ein ganz brisantes Ergebnis. Dieses Ergebnis ist um so brisanter, als wir ja wissen, daß der Nachwuchsmangel eines der größten Probleme der Parteien ist. Das betrifft alle Parteien, und ich greife die SPD hier nur heraus, weil es natürlich für sie von besonderem Interesse ist. In der SPD sind junge Menschen unter 30 Jahren zur Zeit gerade mal mit 6,92 Prozent vertreten. Der Anteil der über 50jährigen liegt dagegen bei kompakten 65 Prozent. Wenn Sie jetzt noch bedenken, daß der Anteil von Frauen im Osten noch geringer ist als im Westen und bei knapp 25 Prozent liegt, dann können Sie sich ausrechnen, wie viele junge Frauen Mitglied in einem ostdeutschen Landesverband sind. Ich habe mir die Mühe gemacht, es gibt dazu nämlich keine aktuellen Daten. Ich habe das mit verschiedenen Angaben quergerechnet. Nach meinen Berechnungen gibt es 450 junge Frauen unter 30 in den ostdeutschen Landesverbänden. Damit korrespondiert, daß die Distanz zur institutionellen Politik von allen jungen Gruppen bei den ostdeutschen Mädchen und jungen Frauen am stärksten ausgeprägt ist. Auch die Wahlbeteiligung lag bei den 18- bis 24jährigen 1990 bei nur knapp 55 Prozent. Das heißt, nur jede zweite junge Frau in den neuen Bundesländern ist überhaupt zur Wahl gegangen. Nun darf dieser Befund nicht einfach mit politischen Desinteresse der jungen Frauen gleichgesetzt werden. Darauf hat die jüngste Shell-Studie von 1997 klar aufmerksam.

Die jungen Frauen interessieren sich durchaus für Politik. Sie erwarten sich nur nichts von der Politik. Sie sind enttäuscht. Sie sehen sich nicht aufgehoben in den Parteien. Das ist genau das Problem. Nun müßte man

meinen, daß dann die wenigen jungen Mitglieder die es gibt, gehegt und gepflegt werden. Aber auch das scheint nicht zu passieren. Nur ein Fünftel der Politikerinnen unserer Untersuchung gab an, in der politischen Karriere einen Mentor oder eine Mentorin gehabt zu haben. Also jemanden, der oder die ihr mit väterlichem/mütterlichem Rat zur Seite steht, sie mit einführt. Das ist eine Form, die ungeheuer wichtig ist, um sich in der Politik zurecht zu finden. Also gerade der Erfahrungsaustausch zwischen gestandenen Politikerinnen und jüngeren Frauen könnte wirklich eine sehr wichtige Ressource bilden, um die Aufstiegswege von Frauen zu erleichtern. Diese Ressource wird kaum genutzt. Während im Bereich der Wirtschaft zunehmend über Mentoring-Programme für Frauen nachgedacht wird, fehlen derartige Überlegungen für den Bereich der Politik fast vollständig. Nun denke ich nicht, daß Mentoring allein die Probleme lösen kann. Ich gehe auch davon aus, daß die Parteien ihre Themen, Inhalte und ihren Habitus ändern müssen, um die jüngere Generation anzusprechen. Aber solche Formen der Nachwuchsförderung sind doch zumindest ein Signal, daß insbesondere junge Frauen willkommen sind und ernst genommen werden.

2. Themenübergreifende Kooperationen und die Eroberung neuer Themenfelder: Ein wichtiger Beitrag zur Stärkung von Frauen in der Politik und zur Erweiterung ihrer Handlungsspielräume besteht unseres Erachtens darin, daß Politikerinnen in einem breiten Spektrum an Ressorts tätig sind und so ihr Einfluß auf alle gesellschaftlichen Entscheidungsfelder gesichert wird. Qualitative Veränderungen im Interesse von Frauen können langfristig nicht in Gang gesetzt werden, ohne die Einbeziehung der zentralen politischen und gesellschaftlichen Steuerungsinstrumente wie eben auch die Finanz-, Steuer-, Wirtschafts- und Arbeitsmarktpolitik. Nun zeichnet sich bereits seit den 80er Jahren ab, daß das Muster einer geschlechtsspezifischen Ressortverteilung, daß Frauen also vor allem für die Bereiche Familie, Jugend, Gesundheit zuständig sind, zunehmend aufgeweicht wird. Nach den Ergebnissen unserer Untersuchung befinden wir uns gegenwärtig in einer Art Übergangsphase. Politikerinnen in der Bundesrepublik zeigen zwar immer noch eine deutliche Präferenz für die Sozial- und Frauenpolitik, doch das Spektrum der politischen Tätigkeitsfelder und -interessen hat sich erheblich verbreitert. Insbesondere konnten wir in unserer Untersuchung wach-

sendes Interesse für die Wirtschafts- und Finanzpolitik feststellen. Auf die Frage, welche inhaltlichen Schwerpunkte Politikerinnen bearbeiten, steht an erster Stelle die Sozialpolitik, an zweiter die Kommunalpolitik, an dritter die Frauenpolitik, diese jedoch ganz dicht gefolgt von Wirtschafts- und Finanzpolitik. Im Mittelfeld liegen dann die Bereiche Jugend, Familie, Bildung, aber auch Umweltpolitik ist noch ein sehr beachtlicher Schwerpunkt. Die Bereiche, in denen Frauen weniger vertreten sind, bilden die Innen- und Rechtspolitik, Außenpolitik, Verkehrspolitik und Ausländer- und Asylpolitik. Das Schlußlicht ist Technik und Technologie.

Wie sieht es nun aus, wenn wir uns den politischen Führungspositionen zuwenden. Die Zahlen, die ich Ihnen eben genannt habe, beziehen auch kommunale Politikerinnen mit ein. Das muß man dabei im Auge haben. In den 16 Landesregierungen treffen wir zur Zeit auf 47 Ministerinnen und Senatorinnen, darunter immerhin drei Finanzministerinnen, drei Justizministerinnen, zwei Ministerinnen für Bundesangelegenheiten und auch eine Landwirtschaftsministerin. Es gibt immerhin sechs Umwelt- und acht Arbeitsministerinnen. Dennoch bilden die traditionell Frauen zugeordneten Ressorts wie Soziales, Gesundheit, Familie und Bildung weiterhin einen deutlichen Schwerpunkt in der Regierungstätigkeit von Frauen, ebenso wie Frauen- und Gleichstellungspolitik. Auffällig ist, daß der Bereich der Innenpolitik ausschließlich von Männern besetzt ist. Auch die Wirtschaftspolitik, die Zahlen sind von 1996, ist bis auf die Ausnahme der saarländischen Wirtschaftsministerin noch eine männliche Domäne. Das ist um so bemerkenswerter, als es auf kommunaler Ebene bereits eine erhebliche Anzahl von Politikerinnen gibt, die hier tätig sind. Das setzt sich aber eben nicht unbedingt in die Spitzenpositionen fort.

Ich möchte Ihnen jetzt noch einige Trends zu diesem Problembereich aufzeigen, die sich aus unserer Untersuchung ergeben. Die von uns befragten Frauen in politischen Führungspositionen sagten übereinstimmend, daß Frauen insbesondere diese harten, prestigeträchtigen Ressorts erobern sollten, um mehr Einfluß auf Entscheidungsprozesse zu nehmen. Das ist auch parteiübergreifender Konsens, daß das eine ganz wichtige und wünschenswerte Entwicklung ist. Es gibt mittlerweile auch

tatsächlich eine ausreichend breite Basis an Nachwuchspolitikerinnen, die bereit sind, sich in solchen männertypischen Bereichen zu profilieren. Gleichzeitig wird jedoch deutlich, daß Frauen es besonders schwer haben, in diesen Feldern tatsächlich Fuß zu fassen, selbst wenn sie es wollen, weil sie dort am stärksten mit Vorurteilen und der Abwehr ihrer Ansprüche durch die überwiegend männlichen Platzhalter konfrontiert sind. Diese empfinden es offenbar als Zumutung, wenn Frauen mit ihnen jetzt auch noch auf den wirklich wichtigen Feldern der Politik konkurrieren wollen. Diese Konkurrenzkämpfe werden nicht nachlassen, sondern sich noch verschärfen. Frauen müssen deshalb oft doppelte und dreifache Kompetenz aufbringen und gleichzeitig, das ist auch immer sehr wichtig, sehr viel politisches Gespür und Durchsetzungskraft haben, wenn sie tatsächlich in solche Ressorts wollen. Sehr bezeichnend für die Situation fanden wir das Beispiel einer jungen konservativen Politikerin, die bereits erfolgreich in federführender Position im Ressort der Bildungs- und Familienpolitik tätig ist. Seitdem sie in den Landesvorstand ihrer Partei aufgerückt ist, versucht sie nun strategisch und ganz bewußt, sich in die Wirtschaftspolitik einzuklinken. Sie geht da sehr behutsam, taktisch sehr klug vor, weil sie ganz genau weiß, wenn sie ihre Ansprüche jetzt sofort und sehr laut anmeldet, dann werden die wirtschaftspolitischen Matadore ihrer Partei sie gleich wieder runterholen. Solches strategisches Vorgehen ist jedoch die große Ausnahme. In den Werdegängen der älteren Politikerinnen haben wir es eher selten gefunden bzw. diese haben erst spät erkannt, wie wichtig solche strategischen Karriereplanungen auch in der Politik sind. Die Älteren, Gestandenen könnten diese Wissen jetzt aber sehr wohl weitergeben. Und auch dies spricht noch einmal für die Intensivierung des Erfahrungsaustausches zwischen den verschiedenen Frauengenerationen in der Politik. Und es spricht zweitens dafür, Frauen nicht nur als kompetente Fachpolitikerinnen auszubilden, das müssen sie auch sein, natürlich, sondern ihnen insbesondere strategische Kenntnisse und Fitneß in Durchsetzungsmethoden zu vermitteln. Das ist ein sehr wichtiges Ergebnis unserer Untersuchung, daß alle Frauen in politischen Führungspositionen, die von uns befragt wurden, über ein breites Wissen an solchen Techniken verfügen, daß das aber an die nachrückende Generation oft zu wenig vermittelt wird.

Die Erweiterung der Themenfelder und Eroberung entsprechender Positionen für Frauen in der Politik erfüllt unseres Erachtens in mehrfacher Hinsicht sinnvolle Funktionen:

1. Das Agieren von Frauen in bislang männerdominierten Arenen kann dazu beitragen, Vorurteilsstrukturen über die Kompetenzen von Frauen aufzuweichen. Es kann das Zutrauen der Öffentlichkeit in die politische Kompetenz von Frauen steigern. Voraussetzung ist, daß es nicht bei Ausnahmefrauen bleibt oder Frauen eben nur dann das Finanzressort übertragen bekommen, wenn überhaupt kein Geld mehr in den Kassen ist und dieser Job der undankbarste ist, den man überhaupt machen kann. Die Vermutung drängt sich einem auch auf.

2. Es ist unter dem Blickwinkel der Weiterentwicklung von Gleichstellungspolitik eine notwendige Strategie, frauen- und geschlechterpolitische Fragen in allen Ressorts zu verankern. Damit sage ich Ihnen nichts Neues. Die SPD hat es in ihrem Programm und propagiert dies. In Skandinavien wird diese Strategie unter den Begriff des Mainstreamings gefaßt. Mainstreaming bedeutet, in allen Feldern und auf allen Ebenen der Politik die Geschlechterperspektive zu inkorporieren. Das heißt danach zu fragen, wie sich politische Maßnahmen jeweils auf Männer und auf Frauen auswirken, und ob und wie sie zu dem Ziel der Gleichberechtigung und Chancengleichheit der Geschlechter beitragen. Die Chancen, Mainstreaming vernünftig umzusetzen, sind aber um so größer, je mehr Frauen in den verschiedenen Ressorts tätig sind und je mehr Frauen es sind, die parallel zu ihrem Fachwissen auch ein frauenpolitisches Grundwissen und Grundinteresse mitbringen. Dann kann man solche Ressorts auch tatsächlich innovativ gestalten. Wir denken auch, daß sich gerade in dem Bereich des Mainstreamings und in dessen Weiterentwicklung ein wichtiges und notwendiges Feld an Schulungs- und Beratungsangeboten anbietet, das bisher von den Parteien und politischen Stiftungen noch nicht in der Art und Weise angeboten wird, wie es vielleicht notwendig wäre.

So, nun zu meinem letzten Punkt, der Frage der Netzwerke und Bündnisse: Netzwerke unter Frauen, insbesondere Vernetzungen über die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche hinweg, begrüßen heute sehr

viele Politikerinnen und viele bemühen sich aktiv darum, solche Netze für Frauen zu knüpfen. Vor allem die ostdeutschen Politikerinnen unserer Untersuchung haben sehr großes Interesse am Aufbau von Frauengruppen, frauenpolitischen runden Tischen, Expertinnennetzen und Ähnlichem gezeigt. Wir hatten den Eindruck, daß diese manchmal für sie mehr Rückhalt und Unterstützung bieten als die eigene Parteibasis. Netzwerke sind sicherlich unerlässlich als Orte des informellen Austausches, wo Ideen und Anregungen abgeholt werden können und Politikerinnen auch die Chance haben, einmal über ihren eigenen Tellerrand, die eigene Szene, hinauszublicken. Das ist sicher eine ganz wichtige Funktion. Aber das ist nur die eine Seite. Frauen in der Politik benötigen heute auch Bündnisse, die zielgerichtet an der Durchsetzung politischer Inhalte arbeiten. Dieses gilt in erster Linie für die parteiinternen Zusammenschlüsse von Frauen, denen es, obwohl es hier von Partei zu Partei natürlich erhebliche Unterschiede gibt, doch oftmals an Macht- und Durchsetzungswillen fehlt. Eine unserer Interviewpartnerinnen, eine konservative Politikerin beschrieb das so, daß sich die Frauenorganisation ihrer Partei eben all zu leicht auf die thematische Spielwiese hätte abdrängen lassen und zu wenig daran interessiert sei, Machtpolitik im Sinne von Personalpolitik zu betreiben. Ihrer Ansicht nach glauben Frauen immer noch viel zu sehr an die Macht von Argumenten, anstatt auch an die Macht von Bündnissen. Frauen in der Politik benötigen aber auch parteiübergreifende Bündnisse.

Die gesellschaftspolitischen Interessen von Frauen sind nicht immer identisch mit den Interessen von Parteien und deren Durchsetzungschancen verlaufen oftmals quer zu den bestehenden Parteistrukturen. Jede Partei hat ihre eigene Schallmauer, an der Frauen nicht weiterkommen. Wenn Politikerinnen für zentrale gesellschaftliche Strukturprobleme, wie zum Beispiel die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Frauen und für Männer, Lösungen erarbeiten wollen und diese auch politisch durchsetzen und mehrheitsfähig machen wollen, sind unseres Erachtens nicht nur wirkungsvolle Bündnisse mit Frauen aus anderen gesellschaftlichen Bereichen unabdingbar, sondern ebenso auch eine verstärkte Zusammenarbeit der Politikerinnen über Parteigrenzen hinweg. Dies muß parteipolitische Differenzierungen und Profilierungen nicht ausschließen. Aber wie die Beispiele zu § 218 und auch jüngst zur

Reform der Strafbarkeit der Vergewaltigung in der Ehe zeigen, erhöht es die Durchsetzungschancen kontroverser Themen erheblich, wenn Politikerinnen unterschiedlicher Parteizugehörigkeit gemeinsam mehrheitsfähige Lösungen erarbeiten und gemeinsam Druck ausüben. Bezeichnend für die bundesrepublikanische Situation ist jedoch, daß die wenigen geglückten Bündnisse von Frauen in der Parteipolitik sich fast ausschließlich auf Themen des Selbstbestimmungsrechts von Frauen, über ihre Sexualität und ihren Körper beziehen. Andere Themen wie Steuerreform, Umbau des Sozialstaats, die Bekämpfung der Erwerbslosigkeit sind bisher kein Thema der Bündnispolitik. Aber hier würde es erst anfangen richtig spannend zu werden. Frauen werden zu souveränen Akteurinnen der Politik erst dann, wenn sie nicht nur ungewohnte Themenfelder besetzen, sondern diese auch neu definieren und bewerten.

Ein politisches Problem wie zum Beispiel die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist eben kein Frauenthema, es ist ein gesellschaftliches Thema. Das ist genauso ein Thema für Männer. Solche Themen benötigen ein Re-Framing. Es in einen neuen Rahmen stellen. Das finde ich diesen Begriff, der auch aus der skandinavischen und US-amerikanischen frauenpolitischen Debatte kommt, sehr schön.

Ich komme zum Schluß. Erlauben Sie mir noch eine persönliche Bemerkung: Ich denke, Politikerinnen befinden sich heute in einer historischen Phase. Die Behinderungen und Barrieren sind nach wie vor groß. Auch der Druck zur Anpassung und die Bedingungen für das Politikmachen sind heute komplex. Aber Frauen haben mehr Mandate, sie haben viel erreicht und sie können dieses auch nutzen und ich denke, sie stehen, weil sie auch zunehmend in die Führungspositionen geraten, in einer großen Verantwortung, mit diesen Mandaten, die sie haben, verantwortungsvoll umzugehen. Sie haben vor allem die Verantwortung, das Vertrauen der nachrückenden Frauengeneration in die demokratische Politik wieder zu gewinnen. Dafür wünsche ich uns allen sehr viel Kraft.

## **Eva Kunz**

Ganz herzlichen Dank Frau Lukoschat. Ich denke, wir haben einiges in Ihrem Vortrag wiedererkannt aufgrund unserer persönlicher Erlebnisse. Zum anderen habe ich aus dem letzten Teil Ihrer Ausführungen herausgehört, daß es eigentlich an der Zeit wäre, daß Frauen sich auf der Bühne Politik, deren Inszenierung sie sicherlich nicht erfunden haben, doch langsam eine eigene ausstrahlungsfähige und wirkungsvolle Kultur erarbeiten sollten, die dann sicherlich auch weiterhilft.

## **Dr. Martina Weyrauch, Potsdam**

Referentin für Innen- und Justizpolitik, also ein männlich dominiertes Thema

Ich wollte nur noch einmal eine Verständnisfrage stellen und meinen eigenen Standpunkt dazu sagen. Sie hatten gesagt, daß Frauen oft stärker auf dem Prüfstand stehen und ihrer Meinung nach falsch reagieren, indem sie überperfektioniert sind. Da ist mein Problem, daß ich es eigentlich sehr angenehm finde, wenn man das beobachtet.

Ich weiß nicht, ob es anderen auch so geht, daß in Talkshows, wo man natürlich medienbedingt auch Frauen und Politikerinnen sieht, die man sonst nicht täglich sieht, ich es sehr angenehm finde, wenn Frauen wirklich kompetent sind und nicht so quatschen wie Männer, die keine Ahnung haben und trotzdem immer mitreden müssen. Auch in der eigenen Arbeit empfinde ich das so.

Ich würde es doch sehr bedauern, wenn man sagen würde, um auch so zu werden und akzeptiert zu werden, müssen wir versuchen, in dieses leere Gequatsche mit einzuschwenken. Man muß das natürlich in vielen Fragen ruhiger machen und gelassener und muß spielerischer damit umgehen. Meine Erfahrung, ich bin fünf Jahre bei uns Gleichstellungsbeauftragte gewesen in der Staatskanzlei, ist, daß immer wenn es darum ging, daß die Frauen wirklich den Sprung zum Abteilungsleiter, zur Abteilungsleiterin machen mußten, daß sie dies so verbissen taten, daß sie das Ziel verfehlten. Also meine Erfahrung ist, je spielerischer die Frauen auch mit den Männern umgehen und doch mal smit ihnen zu-

sammen im Buddelkasten sitzen, denn die sitzen den ganzen Tag im Buddelkasten und teilen ihre Förmchen aus, um so mehr werden sie dann auch akzeptiert. Ich denke, das ist ein Punkt, über den man vielleicht noch einmal nachdenken sollte, daß die große fachliche Kompetenz nicht damit verbunden sein muß, daß man alles Spielerische am Leben verliert. Ich denke, diese Mischung zwischen fachlicher Kompetenz und spielerischem Herangehen, daran müssen Frauen noch arbeiten. Das ist meine Erfahrung und die würde ich hier gerne weitergeben wollen.

## **Eva Kunz**

Das wäre ein wesentlicher Beitrag zur neuen politischen Kultur.

## **Brigitte Engler, Soziologin**

Ich war in der letzten Wahlperiode Politikerin hier im Berliner Abgeordnetenhaus.

Liebe Anwesende, ein Gesichtspunkt bei der Behandlung des Themas „Frauen in der Politik“ ist mir etwas zu kurz gekommen. Das ist das Thema Konkurrenz.

Verkleistern wir uns doch bitte nicht die Augen. Wenn es um Macht geht, um Posten und einflußreiche Positionen, dann habe ich sehr viele Frauen in der Politik erlebt, die sich in ihrem Verhalten nur unwesentlich von dem Konkurrenzverhalten der Männer unterscheiden. Erfolgreich waren jene Frauen, die sich mit ihren Positionen durchgesetzt haben - und sie waren es um so mehr, desto rücksichtsloser sie das taten. Das galt selbst für jene Frauen, die sogenannte Frauenthemen vertraten.

Ich unterlag dem Irrtum, gute Sacharbeit würde überzeugen, daß dem nicht so war, ist bitter. Ich bin nach einer Wahlperiode aus dem Parlament heraus katapultiert worden. Ich hatte versäumt, mir eine „Hausmacht“ aufzubauen. Frauensolidarität hat es in diesem Zusammenhang

nicht gegeben. Offenbar fällt den Frauen ihr eigener Perfektionismus auf die Füße. Im kleinteiligen Streit um Argumente und Inhalte bekämpfen sie sich gegenseitig. Grundsätzlichere und gemeinsame Ziele werden dabei nicht selten aus den Augen verloren.

Eine zweite Erfahrung: Als eine Frau aus dem Osten hatte ich zu lernen, daß meine Erfahrung „gemeinsam sind wir stark“ in dem neuen Bundesdeutschland zumindest im Bereich der Politik anders bewertet wurde: Wer es nicht alleine schafft, galt als nicht durchsetzungsfähig. Kooperationsversuche wurden somit als Schwäche ausgelegt. Die Ostdeutschen - und hier Männer wie Frauen gleichermaßen - mußten lernen, sich zu „profilieren“. Das kann zwar bezogen auf die bisherige Sozialisation von Ostdeutschen zeitweilig durchaus sinnvoll sein, aber dennoch habe ich den Eindruck, daß gerade diese extremen Individualisierungsbestrebungen (bzw. die in der Politik als „Profilierungsneurosen“ bekannten Verhaltensweisen) nicht wirklich geeignet sind, die gewaltigen Probleme, vor die dieses Land gestellt ist, zu lösen.

Ein Gedanke zum Stichwort „Mentoring“. Das ist sicherlich eine gute Idee, an deren Verwirklichung weiter gearbeitet werden sollte. Damit aus der Idee jedoch praktisches Handeln werden kann, müssen Voraussetzungen organisiert werden. Es muß für einen klar umrissenen Zeitraum geklärt werden, wann die junge Nachfolgerin die ältere Politikerin ablöst. Dieser Prozeß muß in gegenseitigem Einvernehmen erfolgen. Die realen Erfahrungen deuten jedoch eher darauf hin, daß die junge Frau von Dritten (Männern) sehr leicht benutzt werden kann, um eine erfahrene Konkurrentin aus dem Feld zu schlagen. Ja, Sie kann auch von sich aus, nur auf ihr eigenes Fortkommen orientiert, mit dem Bonus der Jugendlichkeit ausgestattet die erfahrenere Kollegin ins Aus setzen. Sagt jetzt bitte nicht, das ist halt so... oder Konkurrenz belebt das Geschäft. Keiner ältere Politikerin kann man unter den derzeitigen Bedingungen des Arbeitsmarktes empfehlen, auf diese Weise ihre politische Karriere zu beenden. In einer Gesellschaft, wo Jugendlichkeit zum Idol erhoben wird und die Lebenschancen bzw. der berufliche Wiedereinstieg erfahrener und kluger Frau schon ab Mitte Vierzig zu einem echten Problem wird, sollten politikerfahrene kluge Frauen nicht wegen der Quote für zwanzigjährige Frauen das Feld räumen. Es ist meiner Meinung nach

wichtig, darüber nachzudenken, wie es uns gelingt, zu verhindern, daß junge gegen alte Frauen ausgetauscht werden anstatt die Frauenquote in der Politik in den verantwortlichen Positionen generell zu verbessern. Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.

## Helga Lukoschat

Danke, Brigitte Engler für diese ganz wichtigen Hinweise.

Wir haben uns in unserer Untersuchung in der Tat sehr viel mit der Frage der nicht funktionierenden Kooperationen beschäftigt bzw. wir mußten uns damit beschäftigen, weil es von den Politikerinnen selbst als Problem genannt wurde, daß diese Kooperationen unter Frauen oft nicht so funktionieren, wie sie sich das selbst gewünscht hätten. Eines der größten Probleme ist in der Tat die Konkurrenz. Die läßt sich auch nicht einfach aus der Welt schaffen, weil Politik auch auf Konkurrenz basiert. Das Problem scheint mir eher zu sein, daß Frauen unter dem Anspruch: „Wir wollen aber solidarisch sein, wir wollen gut zusammenarbeiten“ Fragen der Konkurrenz eher tabuisieren. Dann köchelt es im Untergrund und kann erst recht nicht mehr bearbeitet werden. Es war auch unsere Einschätzung nach Analyse der ganzen Interviewaussagen und Materialien, die wir dazu hatten, daß sich da durchaus Unterschiede zwischen Frauen und Männern zeigen. Insofern, als Männer aufgrund unterschiedlichster Faktoren, sei es auch wirklich in der Sozialisation, daß sie in der Schule und überall, stärker auf diese Konkurrenz, auf Rivalität, auf solche Situationen vorbereitet werden und damit dann offen gesagt etwas besser umgehen können als es bei vielen Frauen der Fall ist.

Wir haben bei unseren Interviews festgestellt, daß sich Frauen in politischen Führungspositionen dieser Probleme sehr wohl bewußt sind. Da ist auch ein hohes Bewußtsein dafür da, daß wir nicht einfach von Frauensolidarität ausgehen können. Ich habe dieses Wort in meinem Vortrag auch nicht benutzt, sondern immer sehr bewußt von Kooperationen, von Bündnissen gesprochen. Auch diese lassen sich nicht einfach bewerkstelligen. Das muß wirklich von allen Beteiligten gewollt werden und erfordert auch, sich an Regeln zu halten. Dazu gehört, daß man sich

politische Ziele gibt, daß man weiß, warum man zusammen ist, daß man nicht zusammen ist, weil man sich nur so nett findet. Das kann sehr schön sein, wenn das dazu kommt. Aber das ist nicht der springende Punkt.

Der springende Punkt ist: Was will man politisch durchsetzen?. Das heißt dann aber auch, den entsprechenden Umgang zu üben, daß eine gewisse Distanz da sein muß zwischen Person und Sache, daß man eine Person auch dann noch respektiert, wenn sie eine abweichende Meinung hat. Das sind alles Umgangsformen, wo es oft nicht so läuft unter Frauen, wie wir uns das wünschen würden. Wir haben aber daraus die Schlußfolgerung gezogen, daß das auch Aufgaben von Elternhaus und Schule sind, solche Konkurrenz- und Rivalitätssituationen, aber gleichermaßen Kooperationssituationen, das gehört zusammen, mit jungen Mädchen zu trainieren. Die politische Bildungsarbeit sollt sich verstärkt diesem Problem zuwenden, damit es auf gar keinen Fall unter den Teppich gekehrt werden kann, sondern die Chance besteht, das aufzugreifen und zu betrachten, sich die verschiedenen Erfahrungen anzugucken.

Dann noch etwas zur Förderung jüngerer Frauen, die dann Konkurrenz werden können. Natürlich ist das ein Problem. Darum passiert auch Mentoring so wenig. Das ist doch genau die Hemmung, wenn Frauen Politik tatsächlich zu ihrem lebenslangen Beruf machen. Da ist die Frage: Wollen wir das tatsächlich? Ist das das Ziel, daß Politik wirklich ein lebenslanger Beruf ist? Kann man das überhaupt mit dem, was Demokratie erfordert, vereinbaren? Daß sich natürlich Frauen wie Männer in Spitzenpositionen überlegen, züchte ich mir womöglich wirklich die unliebsame Konkurrenz heran. Aber wir können nicht so weitermachen wie bisher. Ich denke, die Zahlen, die ich eben genannt habe zum Nachwuchsmangel in den Parteien, sind so gravierend, das kann uns einfach nicht ruhig lassen. Das geht nicht.

Es geht nicht, daß Parteien für jüngere Menschen kein Feld mehr sind oder sich nur noch diejenigen hinwagen, die ausschließlich politische Karriere machen wollen, da geht uns ein großes Potential für die Demokratie verloren. Dazu muß man schon eine Debatte in den Parteien führen. Einfach ist es mit Sicherheit nicht. Das sehen wir ganz genau so.

**Eva Kunz**

Die Debatte wird natürlich in den Parteien schon geführt. Zumindest wird immer beklagt, daß diese Situation ist, wie sie ist. Aber inwieweit dann die Debatte tatsächlich auch zu konkreten Maßnahmen führt und die Bereitschaft da ist, jungen Männern und Frauen den Raum zu geben, das ist dann noch einmal eine andere Frage. Es liegt in vielen Bereichen nicht an der Analyse, denke ich. Die ist klar.

**Dr. Christine Bergmann**

Ich denke, je mehr Frauen auf dem Weg sind und je mehr Frauen es geschafft haben, um so mehr Konkurrenz gibt es natürlich. Es gibt eine Menge guter Frauen. Das ist doch positiv. Die Frage, die sich in dem Zusammenhang stellt, ist: Konkurrieren sie immer nur untereinander, oder begeben sie sich auch in andere Felder, die zur Zeit von Männern dominiert sind. Wir haben gerade gehört, welche Felder das sind, und wir erleben das auch in anderen Bereichen.

Wenn ich das Beispiel Existenzgründung nehme, dann konkurrieren Frauen meist nur gegeneinander, anstatt in anderen Bereichen Männern Terrain abzugewinnen. Das ist die Frage: Wie erobern sich Frauen andere Handlungsfelder, damit sie sich nicht immer gegenseitig wegbeißen müssen.

Das erleben wir natürlich auch. In bestimmten Bereichen hat man sich damit abgefunden, daß da Frauen sind. Aber die anderen bleiben leer. Wir haben gehört, welche das sind. Und die werden mit Zähnen und Klauen verteidigt. Da wird Frauen nach wie vor die Kompetenz abgesprochen.

Wir müssen auch in diese Bereiche hinein und nicht immer nur bestimmte Themen besetzen. Frauen haben einen gesellschaftspolitischen Anspruch.

## Rosemarie Bechthum

Landtagsabgeordnete aus Thüringen

Heute vor zwei Wochen erfolgte bei uns die Aufstellung der Direktkandidaten für den Bundestag. Es war sehr schwierig, Frauen zur Kandidatur zu bewegen. Ich selbst habe regionale Geschäftsführerinnen der SPD mit überzeugt, daß sie kandidieren sollten, weil sich Frauen hier sehr schwer getan haben. Zwei Frauen haben wir im Bundestag, wir haben sechs Mandate.

Nun waren in Erfurt, der Landeshauptstadt, nur zwei Jusos angetreten. Einer war schon 34 Jahre, Familienvater von drei Kindern, der andere 21 Jahre alt. Der 21jährige wurde auch in der Zeitung vorgestellt. Er stellt sich vor, er könnte das jüngste Mitglied im Bundestag werden.

Dann ist folgendes passiert, und ich gebe mir da selbst ein wenig die Schuld. In Erfurt fand sich keine Frau für eine Kandidatur. Vor vier Jahren haben sie sich gerissen um diese Kandidatur. Ich wurde angesprochen: Du bist Frauenpolitikerin - ich bin Vorsitzende des Gleichstellungsausschusses im Landtag. Unser Landesvorsitzender sagte: „Du hast die größte Chance, Du mußt das dem Kreisverband sagen, wir halten ganz konsequent die Quote ein, fünf Frauen und sieben Männer. Du hast die beste Chance, einen der vorderen Listenplätze zu bekommen.“ So bin ich dann auch im Wahlkreis 300 angetreten und habe nicht für mich geworben. Ich wollte, daß man davon ausgeht, wer die größten Chancen hat, das Direktmandat gegen den CDU-Abgeordneten zu gewinnen. Die Chance, darum geht es immer, auch für die Landeshauptstadt. Wir haben noch keinen Abgeordneten im Bundestag.

Zur Wahlkreiskonferenz ist dann ein richtiger Generationenkrieg entfacht worden. Als wir zum Konferenzort kamen, wurde schon ein Blatt verteilt gegen „alte Köpfe“. Die Jusos hatten ihr ganzes Potential zusammengetrommelt, ich glaube, alle Jusos, die es in Thüringen gibt, waren gekommen. Das Schlimme war, wir haben gedacht, es müßten bestimmt 300 von unseren 445 Mitgliedern sein. Es waren aber gerade 140 SPD-Mitglieder gekommen. Die Jusos hatten ihren Kandidaten

schon für sich bestimmt, die anderen waren direkt von einem Ortsverein eingestimmt, nur den 21jährigen Juso zu wählen, egal was ist. Sie haben die Frauen genauso darauf festgelegt und nach dem 1. Wahlgang war das Ergebnis folgendes: Der 21jährige Juso hatte 50, der zweite hatte 47 und ich 45 Stimmen. Dann kam die Stichwahl. Der 21jährige Juso hat gewonnen.

Das Schlimme war, an dem Abend ist soviel Porzellan zerschlagen worden. Wir kamen uns schon vor wie Grufties. Wir sind in einer ganz bösen Stimmung auseinandergegangen, obwohl wir versucht haben, klarzustellen, ob Ältere oder ob Jüngere, wir haben alle die gleiche politische Ebene. Wir haben alle zusammen angefangen. Wir haben auch das gleiche politische Denken, ob Ältere oder Jüngere, deshalb gibt es überhaupt kein Problem, ob man mit den jüngeren oder älteren Leuten zusammen ist, das ist mir bewußt geworden. Es war darauf angelegt, es mußte dieser junge Mann sein, der gerade Abitur gemacht hat, der eine kaufmännische Lehre hinter sich hat und jetzt Zivi ist.

Positiv ist : Zuvor haben sich die Jusos nie über den Gleichstellungsausschuß informiert. Sie haben ihre eigene Zeitung. Sie sind nicht einmal gekommen und haben gefragt: Was macht ihr denn? Wir machen sehr viel für junge Frauen, Wir kommen darauf bestimmt noch einmal zu sprechen. Das hat sie absolut nicht interessiert.

Positiv ist, das erste Juso-Mädchen, eine Studentin kam zu mir und befragte mich zur Arbeit des Gleichstellungsausschusses und der ASF in Thüringen: Sie will sich damit beschäftigen, denn sie wollen den jungen Mann auch vorbereiten. Sie hat erst einmal eine ganze Menge Material gesichtet und geäußert: „Das ist ja toll, was Sie in dem Gleichstellungsausschuß alles machen, was Sie alles schon angeschoben haben.“

Da sie eine junge, sehr engagierte SPD-Frau ist, die ich fördern könnte, kann ich mir vorstellen, daß sie vielleicht später das Landtagsmandat anstreben könnte. Manchmal hat etwas Negatives auch positive Auswirkungen.

Ich denke, wir müssen uns darauf vorbereiten, auch in Auseinandersetzungen

zungen, wie ich sie gerade geschildert habe, zu bestehen. Es kann nicht sein, daß die engagierten Frauen, die auch erst angefangen haben, von diesen jungen Männern, die noch nichts geleistet haben, verdrängt werden. Sie wollen nicht in der Kommunalpolitik anfangen. Nein, gleich in die höchsten Ämter.

## **Gerlinde Schnell**

Landtagsabgeordnete aus Mecklenburg-Vorpommern

Wir hatten am vorigen Wochenende die Landesfrauenkonferenz. Es wurden wissenschaftliche Vorträge gehalten, auch über die Frauenbewegung, Ost-West und all das. Wir beschreiben immer wieder Ist-Zustände, an denen wir scheitern. Man wird allmählich nachdenklich: Wie kommen wir ein Stück weiter? Das ist einfach der Punkt, auf den ich mich zu konzentrieren gelernt habe. Und ich gucke Gisela Zierau und andere an. Wir haben uns im Herbst 1989 auf den Weg gemacht. Uns hat vieles verbunden. Wir haben uns auch bemüht, wir hatten Chancen, ein Stück weiter zu sein als viele andere. Wir sind nicht allein gegangen. Die Friedrich-Ebert-Stiftung hat durch Management und Training mein ganzes Wollen und Streben mit unterstützt. Ich war ASF-Landesvorsitzende, war damals auch in der DDR Gründungsmitglied. Aus meinem ersten ASF-Landesvorstand sind sieben Frauen in Schwerin bis zur Staatssekretärin gekommen. Ich kann also sagen, das, was Du wolltest, ist Erfolg, ablesbarer Erfolg. Das ist in keiner Arbeitsgemeinschaft so gelungen.

Ein nicht bewältigtes Problem, das bedauerlich ist, aber nicht zum Aufgeben zwingen muß, will ich hier schildern: Wir waren in der ersten Wahlperiode vier Frauen, ich hatte gedroht zu klagen mit der Quote, wenn es in der nächsten Fraktion nicht mehr sind. Wir waren dann acht Frauen. Und am ersten Tag entstand dann das, was ich mit allen Mitteln verhindern wollte. Ich hatte bei den Männern durchgesetzt, es ging um den stellvertretenden Fraktionsvorsitz, wenn die Frauen aus ihrer Gruppe mit einem Vorschlag kommen, dann ist es eine Chance für die Frauen, da werden sie sich nicht lange dagegen auflehnen. Im Anschluß daran haben wir uns in dieser Gruppe zurückgezogen. Es ging dann um

mehrere Kandidaturen. Es war pari-pari und ich habe gedacht, liebe Frauen, und wenn ich hier zwei Stunden zubringe und die Männer warten mit Auszeit in der Fraktionssitzung, wir verlassen den Raum nicht eher, bis wir mit einer Mannschaft kommen, als Gruppe von acht Stimmberechtigten, die einen Vorschlag haben. Das ist gescheitert, weil wir bei der letzten Konsequenz, die wir laut Satzung hätten, zu losen, aufgegeben haben.

Wir sind in die Fraktion gegangen: „Wir können uns nicht einigen, jetzt Männer entscheidet ihr.“ Ab dem Tag war die Stärke der acht Stimmen, die auch bei der Sprecherfunktion, bei der Arbeitskreisausschußbesetzung für manchen notwendig gewesen wäre, aufgegeben und damit auch das, was ich einigen in dieser Gruppe vorgeschlagen habe. Da war eine Kollegin, die wollte gern in den Wirtschaftsbereich. Ich sagte: „Paß auf, das kriegen wir nicht durch, weil wir keine einige Kraft mehr sind.“ Ich sage das deswegen so ausführlich, weil man sagen muß, wo der nicht wieder zurückzuschraubende Fehler entsteht und was dann die Folgewirkungen sind.

Wir bemühen uns, fair und solidarisch zu sein, die Kräfte zu bündeln und trotzdem kommen wir - und zwar, wenn die Frauen, sich in die Hierarchien einpassen, sich einige befördern lassen und dann mit zur Konkurrentin der anderen werden - immer wieder an diese Knackpunkte: Wir haben Visionen, was möchten wir ändern, bloß das „Wie“ läßt sich nicht praktizieren. Das denke ich, ist ein ganz wichtiger Punkt, den wir berücksichtigen müssen.

Ich habe vorhin gelächelt über die Formulierung „Männer in den Spielkästen“. Natürlich bemüht man sich, fraulich zu sein, man sagt auch, „ich bin 35 Jahre verheiratet, drei Kinder“ und viele andere Dinge. Aber wenn das soweit geht, daß man mir jetzt sagt - ich kandidiere auch nicht mehr, ziehe mich zurück, bleibe aber in der Basis und will von unten wieder neu mobilisieren -: „Du weißt ja, wenn du zu mir netter gewesen wärst, dann wäre das anders gewesen.“ Bloß wie das Nettsein aussehen sollte, das war für mich nicht akzeptabel. Ich habe neulich auf dem Unterbezirks-Wahlparteitag gesagt: „Ich lehne bestimmte Formen politischer Kultur ab, von denen ich gehofft hätte, sie wären nicht so schnell

entstanden und ich praktiziere sie nicht." Hier wurde von den Zeitungen gesprochen: Mich verfolgen Zeitungen bis hin zur FAZ, weil sie daraus eine Sensation machen wollen. Ich nehme es nicht wahr, weil ich denke, wir müssen die politische Kultur praktizieren, die wir fordern und nicht die bei den Männern kritisierte. Wir müssen, wenn wir uns vernetzen - das Wort Solidarität hat für mich zur Zeit auch einen bitteren Beigeschmack - einfach begreifen, daß wir Strukturen verändern und Hierarchien aufbrechen müssen. Auch wenn man wieder zurückgeht in der eigenen Karriere und unten bei Null anfängt, man darf sich nicht total als Frau aufgeben. Das wäre das Allerschlimmste, was man machen kann. Dann reiben die sich die Hände und sagen: „Das haben wir geschafft.“ Und sie fangen immer wieder mit Neuem an. Ich bin Mitte 50, ich habe bereits vor zwei Jahren gefragt: „Ihr wißt, wie alt ich bin. Welche unserer jungen Frauen hier in unserem Unterbezirk in der Region Vorpommern möchte mal den Weg gehen, die sollte schon mit mir mitkommen, sie sollte schon Wege mitmachen, sie sollte schon Kontakte knüpfen, sie sollte vorbereitet werden.“ Leider ist das nicht passiert. Aus welchen Gründen auch immer. Aber trotzdem. Ich stand an dem Punkt total hinzuschmeißen. Da überreagiert man auch. Aber für mich ist der Punkt, so schnell werden die mich nicht los und ich fange unten wieder an.

### **Eva Kunz**

Ich möchte noch einmal zu bedenken geben: Männer haben fast 2000 Jahre Zeit gehabt, eine politische Kultur zu entwickeln. Ich denke, daß wir ein bißchen Geduld miteinander haben müssen.

Frauen können kooperatives Verhalten lernen, wenn mehrere Frauen in der Politik sind, wenn es möglichst viele sind. Dazu haben wir einen Schritt getan. Das geht jetzt weiter. Ich denke, die jetzige Generation leidet da wirklich noch darunter bedauerlicherweise. Ich denke, das ist sehr enttäuschend für alle, die sich mit großen Erwartungen auf den Weg gemacht haben. Die nächste Generation hat dann schon aufgrund der Tatsache, daß es von Anfang an mehr sind, die Chance, wie Martina Wehrauch sagt, mit einem „spielerischen Verhalten“ heranzugehen und

„konkurrenente Kooperation“ zu lernen. Konkurrenz darf Kooperation nicht ausschließen und Kooperation darf auch Konkurrenz nicht ausschließen.

### **Helga Lukoschat**

Wir haben uns auch aufgrund der Aussagen der Politikerinnen sehr intensiv mit dieser Kooperationsfrage auseinandergesetzt. Ich finde das richtig, was Eva Kunz gerade gesagt hat, Kooperation und Konkurrenz schließen sich nicht aus, sie gehören im politischen Bereich zusammen. Und ich denke, es ist sehr wichtig, auch gerade für die Jugendorganisation der Parteien, aber auch für die politische Bildung, Frauen darauf vorzubereiten, daß diese Politik ein Feld ist, wo es auch hart zugeht und wo man nicht von vornherein erwarten darf, daß das eine harmonische Stimmung ist. Wir wissen aus der Sozialisationsforschung, daß Frauen ein stärkeres Bedürfnis nach Harmonie mitbringen. Das ist einfach immer noch so, wenn es auch langsam nachläßt. Aber Frauen sind wenig darauf vorbereitet, auch innerlich, von der inneren Disposition her, sich in diesem Feld zu bewegen. Das muß uns überhaupt nicht zur Resignation veranlassen. Es gehört, wie Sie Frau Schnell es gesagt haben, dann auch mehr Bewußtsein dazu, zu gucken, wie entwickeln wir da vernünftige Kooperationsformen. Ich glaube, man darf auch nicht zu große Erwartungen aneinander haben, weil dann der Sturz um so tiefer ist. Das führt dann auch in die Resignation und wenn man da mit ein bißchen weniger Erwartungen rangeht an Frauen, vielleicht etwas nüchterner und politischer auch in einem gewissen Sinne, daß das durchaus hilfreich sein kann. Wenn wir auch in diesem Sinne die politische Kultur unter Frauen, in den Parteien und auch in der autonomen Frauenbewegung mehr verändern würden, das fände ich sehr wünschenswert. Der „Mythos der Schwesterlichkeit“ ist auch teilweise nach hinten losgegangen, weil er Erwartungen weckt, die nicht erfüllbar sind. Ich möchte hier trotzdem weitergeben, daß man kooperieren kann, wenn man weiß, was man durchsetzen will.

Und es muß auch nicht immer die ganze Person alles gut finden. Politik ist ein Feld, wo man eine gewisse Distanz dazu haben sollte. Das war

übrigens ein weiteres wichtiges Ergebnis unserer Untersuchung, daß Frauen, die dieses Feld gut bewältigen, sagen: „*Ich sehe das aber auch streckenweise als eine Bühne. Ich gehe da rauf, ich tu da meinen Job. Aber es gibt immer noch eine private Person, die damit nicht identisch ist.*“

Ich glaube, das ist für Frauen sehr wichtig, sich so eine Haltung anzueignen. Ich bin eine öffentliche Person dort, aber ich gehe auch wieder zurück. Und das ist auch das, was Martina Weihrauch mit einem gewissen Spielerischen meint. Dann agiert man möglicherweise auch mit verschiedenen Rollen, ein bißchen schauspielerischer dort oder etwas lockerer, lustvoller dann auch, weil es nicht immer in das total tiefste Eigene hineingehen muß.

### **Anna Damrat**

Frau wird dann nicht immer die beste Person beim Spielen werden, wenn sie sich jeden Tag ein neues Kostüm anzieht, das eigentlich nicht zu ihr paßt. Deshalb denke ich, es muß auch schon eine gewisse Identität zwischen der Person und dem Spiel gegeben sein. Das ist das, was Gerlinde Schnell auch angesprochen hat: Sonst macht das Spielen nämlich auch nicht mehr so furchtbar viel Spaß und führt nicht zu den besten Ergebnissen für die Person und für das politisch Gewollte.

Damit bin ich im Grunde genommen bei den Dingen, die ich kurz ansprechen wollte. Das eine ist diese Geschichte mit der Jugend. Es geht aus der Untersuchung hervor und entspricht auch meiner Erfahrung, daß in der Regel die Frauen aus den verschiedensten genannten Gründen später anfangen, politisch aktiv zu werden. Diese große Welle jetzt, „Jugend voran“, führt dazu, daß vielleicht die etwas jüngeren Frauen zwischen 30 und 40 Jahren früher anfangen, aber nicht die 23- oder 25jährigen. Wir haben das bisher beobachten können, jedenfalls was die SPD-Ebene angeht, die ich ganz gut kenne, daß es vor allen Dingen junge Männer sind, die sich nach vorne boxen. Das müssen nicht immer die qualifiziertesten sein. Sondern sie sind eben junge Männer und die mit der lautesten Stimme sind es dann – nach dem Motto: „Frech kommt

weiter“. Jedenfalls schlägt hier das Patriarchat zu, das auch an anderen Stellen der Gesellschaft aus nämlichen Gründen Frauenkarrieren häufig behindert hat.

Dabei können sich Frauen auch selber behindern. Einmal durch sich selbst. Da besteht durchaus die Schwierigkeit, ernsthaft um eine Position zu kämpfen. Ich kenne das von mir selber auch, daß ich da immer wieder Fehler mache, daß ich zum Beispiel Rückzugspositionen für mich selber mit Sätzen begründe wie: „Das muß ja nun nicht ich sein“, „Das kriege ich hier nicht durchgesetzt“ oder „Was soll ich mich hier auch noch lange ,aufräufeln“.“

Zum anderen tritt die Frage der Frauensolidarität hinzu, die die Frauen untereinander natürlich immer wieder neu herstellen müssen. Das ist zuweilen eine äußerst schwierige Angelegenheit. Wir sind allzumal Töchter des Patriarchats und verhalten uns entsprechend. Auch wenn wir uns anders verhalten wollen, erwischt es uns immer wieder.

Da gibt es das Theorem des Nicht-Verletzen-Wollens, was zu dem feinen Ergebnis führt: Man sagt einer, von deren Positionen man nichts hält, lieber selber nichts, sondern sagt es einer anderen. Dann kann man auf diese Weise Netze spannen, über die die besagte eine oder die andere dann stürzt. Das findet die natürlich überhaupt nicht Klasse und sagt: „Du warst gemein.“ Dies ergibt eine Situation der Unoffenheit, die es für alle Beteiligten erschwert, mit dem Konflikt umzugehen.

Eine gewisse Zurückhaltung ist aber auch ein Vorteil der weiblichen Sozialisation bei der Zusammenarbeit. Es funktioniert nicht ständig der Markt der Eitelkeiten wie unter den Pfauen mit buntem Federkleid. Unter Frauen ist das Bedürfnis nicht so groß, sich jedesmal vorzuführen, zu zeigen, was man alles weiß, wie schlaue man ist. Das ist auch parteiübergreifend eine gute Voraussetzung für die ergebnisorientierte Kooperation. Aber dennoch muß ich auch festhalten, daß es inhaltliche Ebenen gibt, die durchaus trennend sind. Ich finde zum Beispiel nicht, daß ich lauter Gemeinsamkeiten mit Gabriele Henkel habe, die von den Umsätzen von Persil lebt und von der entsprechenden dazugehörigen großen Unternehmung. Da gibt es wirklich Unterschiede. Die müssen auch ge-

sagt werden und da gibt es auch unterschiedliche Richtungen, die zu vertreten sind. Dann hat das Gemeinsame seine Grenzen.

Es wundert es mich nicht, wenn im Kampf gegen § 218 Gemeinsamkeiten herausgefiltert werden können oder bei der Frage der sexuellen Selbstbestimmung. Das ist klar. Das sind gemeinsame Fragen. Da, wo es aber um ganz knallharte soziale Interessen geht, die sehr unterschiedlich sind, zum Beispiel bei der Steuerfrage, zum Beispiel bei der Verteilungsfrage, da gibt es eben Unterschiede zwischen den verschiedenen politischen Richtungen, die sind nicht zu überspielen. Selbst wenn man tausendmal sagt, die Frauen seien besonders von der Armut und von der Verteilungsungerechtigkeit betroffen, das trifft zu. Aber es gibt Frauen wie Gabriele Henkel, die von der Verteilungsungerechtigkeit ganz gut profitieren. Die werden das nicht unbedingt aufgeben wollen. Außer vielleicht in einem entsprechenden Wohltätigkeitsverein, in dem sich dann alle wieder zusammenfinden.

Das trifft letztendlich in gleicher Weise für die Medien zu. Wir werden die Medien nicht gleich total ändern. Unsere Presseerklärungen können noch so prima sein. Es gibt bestimmte Strukturen bei den Medien, die führen dazu, daß vor allem Männer wahrgenommen werden, weil sie die kräftigeren Stimmen haben, die größere Bekanntheit. Und wenn sich die Jungs dann keilen, ist es noch viel spannender. Wir haben das wieder bei der Aufstellung unserer Kandidatinnen feststellen können, da mußten wir als Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen (ASF) eine extra Pressekonferenz für die Kandidatinnen veranstalten, um ihre Kandidaturen bekannt zu machen, weil sich die öffentliche Diskussion fast ausschließlich nur um die männlichen Kandidaten drehte. Uns sagten dann die Pressefrauen: „Es war spannend, die SPD-Kandidatinnen näher kennenzulernen. Wir dachten auch, daß die Plätze schon alle längst vergeben wären.“ Diese Konferenz hatte auch ihren Niederschlag in den Zeitungen. Aber das funktioniert nicht immer. Und man muß wirklich sehen, daß die männlichen Strukturen nicht alleine über Witz und Sandkasten beseitigt werden können.

Nach altem Training dieses Patriarchats, das schon viele tausend Jahre währt, haben alle Mitspielenden in der Buddelkiste durchaus auch Re-

geln internalisiert, die nicht immer zu den besten Erfolgen für Frauen führen.

## **Dr. Dorle Gelbhaar**

Ich bin Kulturwissenschaftlerin und promovierte Literaturwissenschaftlerin und war bisher vornehmlich im Journalismus- und Bildungswesen tätig.

Ich will, anknüpfend an das bisher Gesagte, auf eine ganz konkrete Erfahrung im Wissenschaftsbereich eingehen. Hier wurde gesagt, Westfrauen haben von der Wende partizipiert, aber Ostfrauen eigentlich gerade nicht. Meine Erfahrung ist, daß dazu allerdings auch Ostfrauen beigetragen haben. Herrschaftsthesen sind zum Teil auch von ihnen übernommen und gegen die eigenen Mitfrauen angewandt worden. Wissenschaftliche Qualifikationen in den beiden früheren Staatsgebilden DDR und BRD haben sich in vielen Punkten gar nicht so sehr unterschieden, wenn man einmal davon absieht, daß in der DDR immer m-l (marxistisch-leninistisch) davor gesetzt wurde.

Heute werden aber noch in der DDR erworbene Qualifikationen beispielsweise bei der Stellensuche zum Argument gegen Ostfrauen, mit der Begründung, sie hätten nicht den gleichen Wert. Und das machen auch Frauen, die zum Beispiel den Auftrag haben, anderen Frauen zu helfen, in der Wissenschaft ihren Platz zu finden. Auch aus Angst vor der Konkurrenz sagen sie: „Du hast doch gar nicht die Qualifikation, das kann man doch gar nicht mehr so anwenden“, und ähnliches.

Für mich steckt darin ein Grundproblem. Sicher befriedigt es mich, zu hören, daß mehr Frauen in Positionen kommen, in denen sie etwas bewirken könnten. Aber ebenso interessiert mich die Frage, was sie dann tatsächlich für andere Frauen bewegen konnten und wie sie das getan oder versucht haben. Das halte ich für mindestens ebenso wichtig als die Frage, ob sie es nicht genau so leicht oder leichter haben könnten als die Männer an ihrer Seite.

Wenn wir da nicht stärker zu inhaltlichen Diskussionen kommen, wird sich überhaupt nichts ändern in der nächsten Generation. Eher denke ich, kann es dann zu noch stärkeren Konkurrenzbeziehungen unter Frauen kommen, weil junge Frauen patriarchalische Gesetze, wie man Karriere macht, früher und intensiver aufnehmen als Frauen der mittleren Generation.

Für meine Begriffe ist eine Abwertung der Qualifikation nicht gegeben, wenn die Frauen es geschafft zu haben, eine berufliche Position zu erwerben. Dann können sie Wissen und Fähigkeiten beweisen. Aber in dem Moment, wo sie draußen sind, kann das zum Problem werden.

Ein anderes ebenso gravierendes Problem ist es für Frauen, die sich dann bemühen und noch mehr Qualifikation erwerben, daß sie plötzlich als „überqualifiziert“ gelten. Das Argument wird mitunter auch von Frauenbeauftragten angewandt. Sogar legitimiert. „Die können sich doch nicht für eine niedrigere Stelle bewerben.“ In Wirklichkeit wäre das mitunter für die konkrete Frau ein Wiedereinstieg gewesen.

Ich glaube zum Beispiel auch nicht, nur deshalb wären Ostfrauen in der Politik oft jünger als Westfrauen, weil sie erst durch die Wende politisiert worden wären. Ich denke vielmehr, daß auch im Frauenleben eine bestimmte Qualifikation und eine bestimmte Position erst in einem bestimmten Alter erreicht wird und daß dadurch DDR-Frauen um die 40 zum Teil auch negativ belastet sind. Nach der Wende hat man in der Frauenbewegung teilweise diskutiert, als wenn es nur zwei Sorten Frauen gäbe: Die passiven und die, die gegen das System gekämpft haben und nun nach der Wende etwas geworden sind. Die Masse, die sich in der DDR abgestrampelt hat, findet sich in diesem Raster nicht wieder. Aber das nur am Rande.

Wir sollten Frauen in verantwortlichen Funktionen danach befragen, was sie für andere Frauen tun. Und nicht nur sagen: Konkurrenz die gibt es, die ist normal.

## Dr. Helga-Maria Engel

Ich bin Frauenbeauftragte an der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft in Berlin.

Der Anlaß ist im Moment recht günstig, zu dieser Problematik etwas zu sagen. Ich denke das Ganze, das im letzten Beitrag angesprochen worden ist, ist so vielfältig und so vielschichtig, daß man nicht alles über einen Kamm scheren kann. Es wurden viele Probleme angesprochen. Wenn wir diese im einzelnen ausdiskutieren, brauchten wir sicherlich sehr lange. In meiner Tätigkeit habe ich festgestellt, daß man nicht immer einen geraden Weg gehen kann. Wir müssen sehr viele Kompromisse eingehen, um für Frauen die bestmögliche Variante zu finden.

Dazu ein Beispiel: Wie können wir den Frauenanteil bei den Professuren erhöhen? Wir haben einen sehr neuen Weg beschritten. Wir beginnen an unserer Hochschule, eine Datenbank für Frauen aufzubauen, die die Voraussetzungen erfüllen, sich auf Professuren zu bewerben. Das machen wir gemeinsam mit dem Verein „Frauenpunkt Courage“ e.V. aus Berlin-Hohenschönhausen, der eine solche Datenbank hat. Die Datenbank erfaßt ca. 300 Frauen. Auf dieser Basis wollen wir eine Datenbank speziell für die Anforderungen der FHTW zuschneiden und sie dann später für andere Fachhochschulen verallgemeinern. Ich denke, man muß an vielen Stellen nach Möglichkeiten suchen, um sich mit Frauen zu vernetzen und auch um Frauen zu unterstützen, damit sie in Führungspositionen kommen. In diesem Fall versuchen wir, den Professorinnenanteil zu erhöhen.

Rückschläge habe ich schon viele erlebt, von unterschiedlichsten Seiten auch oft, wo man gar nicht damit rechnet. Es ist nicht alles Sonnenschein. Doch ich denke, wir müssen immer darüber nachdenken, was wir machen können und wir müssen probieren, aus allen Situationen das Beste daraus zu machen.

## Dr. Christine Bergmann

Ich wollte zu Frau Gelbhaar noch etwas sagen, weil mir das Thema sehr leidvoll vertraut ist. Es ist kein spezifisches Frauenthema. Das ist eigentlich ein Ost-West-Thema. Das ist die Frage bei diesem Umstrukturierungsprozeß, ich weiß nicht, wievielmals Sie evaluiert wurden. Mein Mann kam nach Hause und hat gesagt: „Jetzt bin ich fünfmal evaluiert, fachlich, charakterlich, politisch, ‚gegauckt‘ und dieses und jenes, nun darf ich mich auf meinen Lehrstuhl bewerben.“

In so einer Bewerbungssituation galten in der Regel westliche Maßstäbe. Das heißt, habe ich ein Forschungssemester in den USA, in welchen Zeitschriften habe ich publiziert. War es die „Veterinernaja Moskwa“ oder war es eine große amerikanische Zeitschrift, die zählte bei diesen Gremien, die dann darüber entschieden. Da hatten, das muß man so klar sagen, viele Ost-Wissenschaftler nicht den Vorteil.

Woher soll ein DDR-Mensch zum Beispiel ein Forschungssemester in den USA haben? Am ehesten kam vielleicht noch Dubna in Frage oder Leningrad vielleicht. Aber das war dann schon wieder anrücklich. Die Konkurrenzsituation hat sich nachteilig für viele Ostwissenschaftler - Männer und Frauen - ausgewirkt.

Diese Benachteiligung, die es in dieser Phase wirklich gegeben hat, hat unsere Generation getroffen, die älteren Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die dann nicht mehr die Möglichkeit hatten, das Forschungssemester nachzuholen, jedenfalls nicht in dieser Geschwindigkeit.

Für die Jüngeren gilt das in dem Maße nicht mehr. Wer jetzt in den Hochschulbetrieb einsteigt, hat gleiche Startbedingungen. Und da ist natürlich die Frage, und das ist der wichtige Punkt, wie schaffen wir jetzt gute Startpositionen für die Frauen. Das verstehe ich unter Kooperation.

Gewiß wird es in den nächsten Jahren Veränderungen geben. Wir wissen, wie niedrig der Anteil der Frauen im wissenschaftlichen Bereich an

den C3- und C4-Stellen ist – und da gibt es noch einige. Wir haben viele qualifizierte Frauen. Dafür haben wir auch gesorgt, zum Teil mit Sonderprogrammen, die jetzt bei den neuen Besetzungen zum Tragen kommen müssen. Da ist Kooperation von Frauen gefragt. Das hat auch mit der Sensibilität für dieses Thema zu tun.

Wo liegen die Benachteiligungen? Wir im Osten haben uns eigentlich nie benachteiligt gefühlt. Wenn man sich jetzt die Strukturen anschaut, sieht man, wo früher Benachteiligungen stattgefunden haben und wo sie jetzt stattfinden. Und das ist eine Aufgabe von Frauen, Frauen dafür zu sensibilisieren und zu sagen, wenn ich die Wahl habe und es gibt eine Einstellung, dann entscheide ich mich für die Frau, weil ich ein Stück ausgleichen muß.

## **B: Bilanz des Beitrags von Frauen zur gesellschaftlichen Entwicklung**

### **Anna Damrat**

Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin

Ich habe jetzt - wenn man die Einleitung mit dazu nimmt - den zweiten Teil der Veranstaltung als Moderatorin zu bestreiten. Dazu begrüße ich ganz herzlich Katrin Rohnstock. Ich freue mich, daß ich diesen Teil moderieren darf. Zumal ich auch Ihr Buch über die „Stiefschwestern“ gelesen habe. Ich gebe jetzt nahtlos weiter an Katrin Rohnstock. Sie sind bitte so freundlich und führen in das Thema ein, um das es hier geht, nämlich um die „Bilanz des Beitrags von Frauen zur gesellschaftlichen Entwicklung“.

### **Katrin Rohnstock**

Ich möchte mich zunächst herzlich bedanken für die Einladung, hier sprechen zu dürfen. Ganz besonderen Dank gilt Margit Zauner. Wir haben schon mehrfach zusammengearbeitet. Wir sind ungefähr ein Jahrgang und waren uns bereits 1993 einig in der Akzeptanz und Bewertung von mentalen Differenzen zwischen Ost und West. Margit kommt aus dem Westen, ich aus dem Osten. Sie ist auch eine Autorin des eben schon erwähnten Buches „Stiefschwestern“, das ich herausgegeben hatte.

Gisela Zierau hatte sich gewünscht, daß ich Fakten, Fakten, Fakten bringe und entsprechend habe ich Ihnen eine Vielzahl von Statistiken mitgebracht.

Eines noch vorweg. Ich selbst forsche nicht mit dem gängigen soziologischen Instrumentarium, sondern ich untersuche die Alltagskultur, indem ich Leute befrage und sie bitte, über ihre Erfahrungen Geschichten zu schreiben, die ich seit 1995 in der von mir herausgegebenen Buch-

reihe „Ost-westlicher Diwan“ publiziere. Diese Reihe widmet sich dem Ost-West-Vergleich des Geschlechterverhältnisses, sie erkundet, welche Einstellungen, Werte und Erfahrungen sich mit der unterschiedlichen Sozialisation verbinden. Denn das 1994 erschienene, von mir herausgegebene Buch „Stiefschwestern“ hatte mir gezeigt, daß es nicht nur deutliche Unterschiede zwischen den Frauen in Ost und West gibt, sondern auch zwischen den Männern.

So ist diese Buchreihe entstanden und sie hat sich mit den sechs bisher erschienenen Bänden zu einem beachtlichen Medium der interdisziplinären Geschlechterforschung entwickelt – und mir die Gelegenheit gegeben, neben Publizisten auch Kulturhistoriker, Soziologen und Verhaltensforscher in die Vergleichsforschung einzubeziehen.

Ich bin hier gebeten worden, über den Beitrag der ostdeutschen Frauen an der gesellschaftlichen Entwicklung zu sprechen. Ehrlich gesagt, ich weiß gar nicht so richtig, was das bedeuten soll, die „gesellschaftliche Entwicklung“. Gesucht wird vermutlich danach, wo ostdeutsche Frauen

sozial aktiv werden und auf welche Weise sie agieren. Das heißt, wo und wie sie ihre spezifisch ostdeutsche Identität, ihre Ansprüche und Werte wirkungsvoll einbringen und umsetzen können. Welchen Einfluß, welche Stimme sie haben. Einen Überblick über die Stellung von ostdeutschen Frauen in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen zu geben, ist schier unmöglich. Ich kann hier nur ein paar Akzente setzen und nur aus meiner Perspektive sprechen und urteilen.

Es geht um eine Bestandsaufnahme, und diese beinhaltet immer auch Bewertung. Aber welche Maßstäbe legen wir an? Woran messen wir die Situation? An den Verhältnissen zu DDR-Zeiten? An den Verhältnissen heute? Oder messe ich an meiner eigenen emanzipatorischen Vision, die vor allen Dingen durch meine Herkunft und Biographie, durch meine Mutter und Großmutter geprägt ist.

Ich denke, daß man bei diesem Thema auf den Vergleich mit dem Westen nicht verzichten kann, weil es erstens die Verhältnisse sind, die uns umgeben und zumindest beherrschen wollen. Und zweitens, wir nehmen erst durch den Vergleich mit dem Westen die östlichen Spezifika wahr. Im Vergleich wertet sich der Osten um und umgekehrt gleichermaßen. Erst durch die Wahrnehmung, Bewußtwerdung und Akzeptanz der Differenzen in den Erfahrungen und Einstellungen wird möglich, was nötig ist: Gemeinschaftlich und partnerschaftlich Zukunftskonzepte zu entwickeln.

Woran könnte sich der Beitrag der ostdeutschen Frauen an der gesamtdeutschen Gesellschaft nun bemessen? Welche Parameter legen wir an? Schauen wir zunächst, was ostdeutsche Frauen in die Vereinigung eingebracht haben. Was war ihre Mitgift? Ihre Mitgift bestand vor allem im sozialen Reichtum. Durchgängige Berufserfahrung, Kinder und das Selbstverständnis, daß Beruf und Kinder zum Glücklichein gehören. Als Schatzkästlein tragen die ostdeutschen Frauen ein sehr hohes Bildungsniveau in sich, wie Sie alle wissen.

Schauen wir, wie sich dieser geistige und soziale Reichtum in materiellen Reichtum am Beispiel des eigenen Einkommens widerspiegelt.

## Abbildung I

### Einkommen von Frauen, 14 - 64 Jahre

(Basis: Frauen 14 - 64 Jahre)

	Anteile an Gesamt %	Anteile an Gesamt %
<b>Eigenes Einkommen</b>		
kein eigenes Einkommen	30	11
bis unter DM 1.000	19	32
DM 1.000 bis unter DM 2.000	26	41
DM 2.000 bis unter DM 3.000	18	14
DM 3.000 bis unter DM 4.000	4	2
DM 4.000 und mehr	2	0
<b>Haushaltseinkommen</b>		
bis unter DM 1.000	1	3
DM 1.000 bis unter DM 2.000	6	14
DM 2.000 bis unter DM 3.000	19	30
DM 3.000 bis unter DM 4.000	24	28
DM 4.000 bis unter DM 5.000	23	17
DM 5.000 bis unter DM 6.000	12	6
DM 6.000 und mehr	15	3

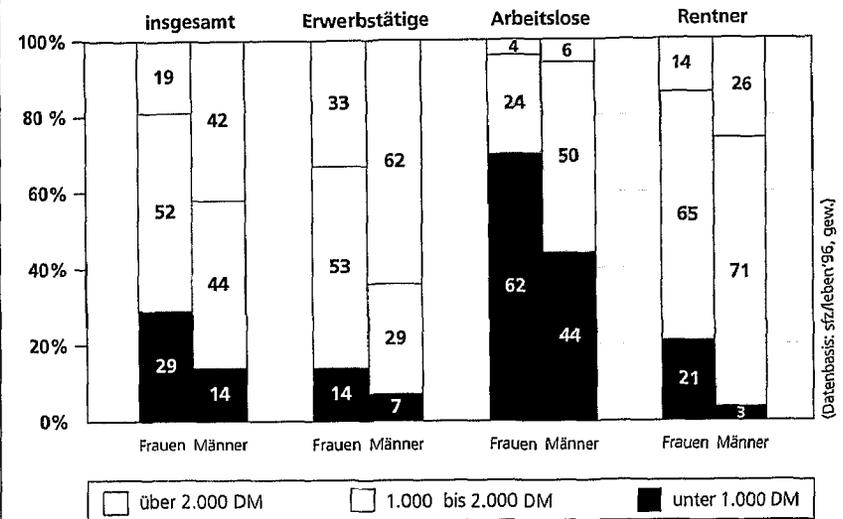
West: 20,16 Mio.

Ost: 5,41 Mio.

(Quelle: Brigitte Kommunikationsanalyse '96)

## Abbildung II

### Einkommensanteile 1996



89 Prozent der ostdeutschen Frauen haben ein eigenes Einkommen. Auch wenn 32 Prozent davon weniger als 1.000 Mark erhalten. Im Westen haben 69 Prozent der Frauen ein eigenes Einkommen, das heißt 30 Prozent der Frauen haben kein eigenes Einkommen. Was bedeutet, völlig abhängig zu sein vom Mann (s. Abb. 2, S. 61).

Der Vergleich zwischen Ostfrauen und Ostmännern zeigt: Diese Statistik ist etwas positiver als die vorige, sie ist von einem ostdeutschen Institut erhoben worden. 29 Prozent der ostdeutschen Frauen erhalten unter 1.000 Mark, aber nur 14 Prozent der Männer. 52 Prozent der Frauen verdienen bis zu 2.000 Mark, 44 Prozent der Männer. Und dann bei den Höherverdienenden, also ab 2.000 Mark verdienen 42 Prozent der Männer und 19 Prozent der Frauen.

Schauen wir, wie viele Frauen die neuen Möglichkeiten der Marktwirtschaft nutzen und ein eigenes Unternehmen gründen. In den meisten Fällen wohl, um der Arbeitslosigkeit zu entgehen. Da es in Deutschland keine verlässliche Gründungsstatistik gibt, ist es schwierig, darüber allgemeingültige Aussagen zu treffen. Die einzige verlässliche Quelle ist die Deutsche Ausgleichsbank. Dort werden alle Existenzgründerinnen, die Kredite beantragen und bewilligt bekommen, erhoben.

1990 waren im Westen 20 Prozent Existenzgründer weiblich, in den neuen Ländern fast 26 Prozent. 1991 stieg die Anzahl sprunghaft an, weil die Polikliniken aufgelöst wurden und sich viele Ärztinnen selbständig machen mußten. Jetzt pegelt sich das ein. Bei den Ostdeutschen sind 25 Prozent der Existenzgründer Frauen. Bei den Westdeutschen 20 Prozent. Die Marktlage ist inzwischen schwieriger geworden und entsprechend vorsichtig reagieren die Frauen darauf.

### Abbildung III

#### Entwicklung des Frauenanteils\* (in %):

	1990	1991	1992	1993	1994	1995	1996
alte Länder	20,5	20,6	18,9	20,9	20,6	21,1	20,4
neue Länder	25,8	37,2	26,8	27,3	25,7	24,6	25,5
insgesamt	23,7	33,8	25,2	26,1	23,6	22,7	22,1

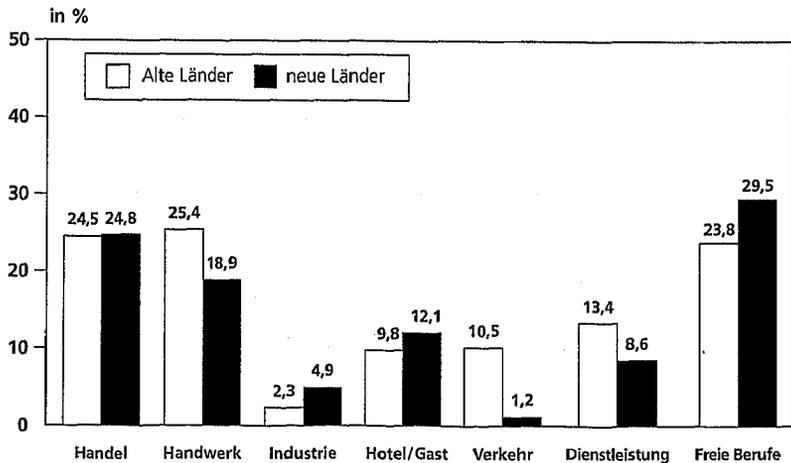
(Quelle: Deutsche Ausgleichsbank)

\* Nur Frauen, die Kredite beansprucht haben

Ein anderer Aspekt ist die Branchenwahl der Existenzgründungen von Frauen.

### Abbildung IV

#### Branchenwahl der Gründerinnen 1996



(Quelle: Deutsche Ausgleichsbank)

Im Handel gründen gleich viele Ost- wie Westfrauen. Im Handwerk sind es weniger Ostfrauen, in der Industrie gründen 4,9 Prozent Ostfrauen eigene Unternehmen, aber nur 2,3 Prozent Westfrauen. Das ist ein kleiner Teil des technischen Bildungskapitals aus DDR-Zeiten, das sich hier umsetzt.

Es ist bedauerlich, daß es kaum qualitative Studien über Existenzgründerinnen gibt, denn dieser Bereich ist einer der ganz wenigen in der jetzigen Gesellschaft, wo Frauen selbstbestimmt die Unternehmenskultur gestalten könnten. Untersuchungen würden zeigen, wie die Unternehmerinnen ihre ostdeutschen Sichtweisen und Erfahrungen in die Arbeitskultur einbringen, wie sie ihre Unternehmensphilosophie formulieren. Ob an der ersten Stelle der Motivation die Gewinne stehen oder ob es vor allen Dingen um ein sinnvolles Produkt oder um eine sinnerfüllte Tätigkeit oder aber die Schaffung von Arbeitsplätzen geht. Interessant ist, daß im Osten jede Existenzgründerin durchschnittlich drei Arbeitsplätze schafft, im Westen aber nur 2,3. Diese Statistik gilt wohl-gemerkt nur für diejenigen, die Kredite in Anspruch nehmen.

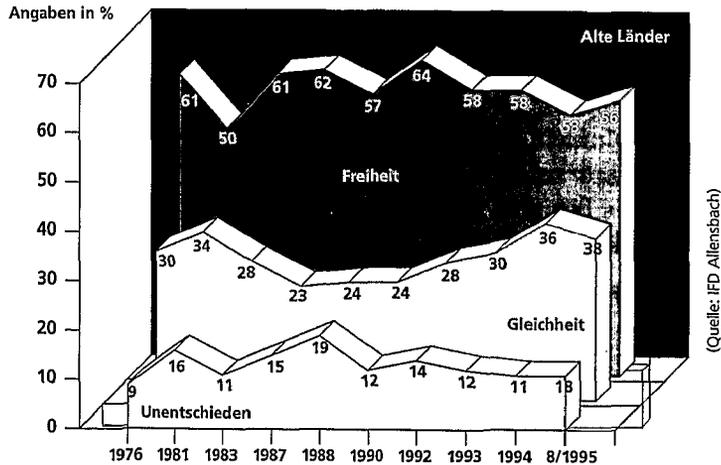
Ansonsten sieht es mit dem Nachweise der Leistungen ostdeutscher Frauen eher traurig aus. Die Räume für Engagement und selbstbestimmtes Handeln liegen weitestgehend im Verborgenen, im sozio-kulturellen, informellen Bereich und vor allen Dingen in der Familie. Denn Öffentlichkeit und Institution sind vorwiegend beherrscht von einer westlich geprägten Kultur und westlich geprägten Diskursen, die es ostdeutschen Frauen erschweren, eigene Konzepte und Ansichten einzubringen und gestaltend mitzuwirken. Die Ansichten und kulturellen Gewohnheiten ostdeutscher Frauen sind vor allem geprägt von einem „doppelten“ oder „einheitlichen“ Lebensentwurf, wie es die Soziologen nennen, der Vereinbarkeit von Beruf und Familien. An die Möglichkeiten, dieses Selbstverständnis in der Praxis zu leben, messen die Frauen die heutige Gesellschaft.

Entsprechend kritisch bewerten Ostdeutsche „Freiheit“, den Gründungsmythos der Bundesrepublik und setzen, je stärker sie die Konsequenz „freiheitlicher Strukturen“ erfahren, die Gleichheit an die erste Stelle ihrer Wertehierarchie. Wie sie diese Einstellungen umsetzen, ist

Abbildung V

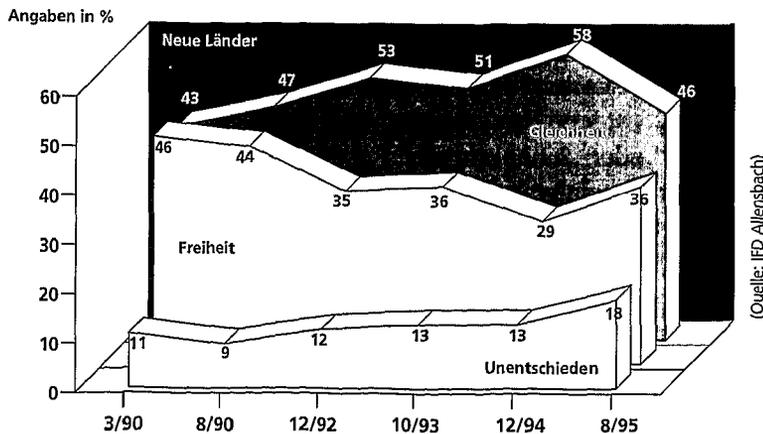
### Freiheit wichtiger

Ob man eher für die Freiheit des Einzelnen  
oder eher für soziale Gleichheit ist



### Freiheit weniger geschätzt

Ob man eher für die Freiheit des Einzelnen  
oder eher für soziale Gleichheit ist



kaum sichtbar. In den alten Länder rangiert „Freiheit“ weit vor „Gleichheit“. Im Osten hat sich seit 1990 die Schere kontinuierlich aufgetan. 1990 waren Freiheit und Gleichheit noch gleich wichtig. Inzwischen hat die „Freiheit“ abgenommen und die Bedeutung von „Gleichheit“ gravierend zugenommen.

Wenn ich sagte, die Einflußmöglichkeiten ostdeutscher Frauen liegen weitestgehend im Verborgenen, so meine ich keinesfalls, daß sie wirkungslos bleiben. Ostdeutsche Frauen wirken vor allem im Alltag, im privaten Bereich, im unmittelbaren Umfeld. Wenn zum Beispiel 71 Prozent der angestellten ostdeutschen Frauen unzufrieden mit dem Arbeitsklima sind, unter Rücksichtslosigkeit, Streß und Ellenbogenmentalität leiden, so heißt das nicht, daß sie sich mit dieser Situation abfinden, sondern sie nehmen unterschwellig und unauffällig Einfluß auf die Unternehmens- und Umgangskultur, indem sie aufgeschlossen sind, über persönliche Belange sprechen. Das ist nicht zu unterschätzen, einen erkrankten Mitarbeiter besuchen oder auch für einen anderen einspringen. Sie bringen ein, was sie in einer Nichtellenbogengesellschaft, in einer nicht marktorientierten Gesellschaft gelernt haben. Sie verändern damit subversiv das Arbeitsklima und die Einstellung anderer Angestellter. Westdeutsche, die mit ostdeutschen Frauen zusammenarbeiten oder gar zusammenleben, also westdeutsche Männer, berichten zunehmend häufiger davon. Eine ostdeutsche Werbetexterin in Führungsposition erzählte mir folgendes Beispiel:

Während einer Weiterbildung zu Motivationstechniken antwortete sie auf die Frage, wie sie ihre Mitarbeiter motiviere, kurz und knapp: „Mit Liebe“. Den übrigen Kursteilnehmerinnen blieb das Wort im Halse stecken, bis sich ihre Überraschung in schallendem Gelächter entlud. So etwas hatten sie noch nie gehört. Die Texterin erklärte, daß sie Wert darauf legt, daß ihre Mitarbeiter untereinander und zu ihr Vertrauen haben, daß sie keine Angst haben, Fehler einzugestehen, daß sie mit ihnen berät, wer welche Aufgabe übernimmt und als oberstes Prinzip der Aufgabenverteilung würden Spaß und Interesse gelten.

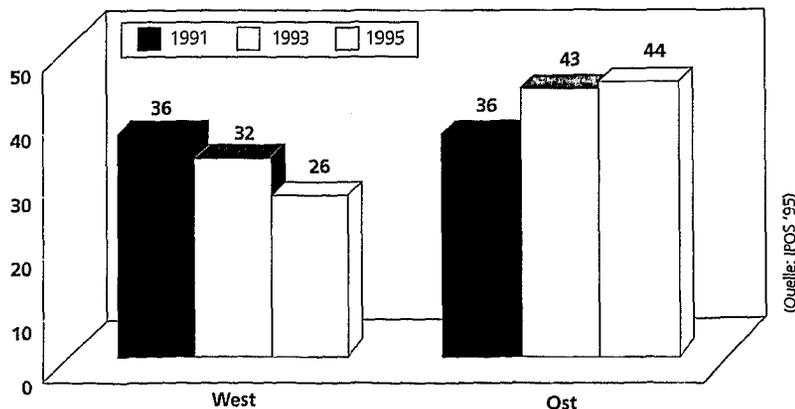
Vertrauensbildend wirke, daß jeder angehalten ist, den anderen zu unterstützen und: Jeder weiß, vom anderen, was er verdient. Diese Offenheit

sorgt für eine hohe Wirkungsbereitschaft, die ihre Rechtfertigung im Erfolg der Werbeagentur findet. Innerhalb von zwei Jahren wuchs die Firma von drei auf 28 Angestellte.

Jenseits der individuellen Wirkung der ostdeutschen Frauen und Männer, denn diese Verhaltenseigenschaften gelten auch für die Männer, gibt es folgenden Wirkungsnachweis: Das DIW stellte fest, daß seit der deutschen Vereinigung die Erwerbswünsche von nicht beschäftigten Frauen in den alten Bundesländern verstärkt steigen. Wollte 1990 nur die Hälfte der nicht beschäftigten Frauen erwerbstätig sein, waren es 1994 bereits zwei Drittel. Dabei steigt vor allem der Erwerbswunsch von verheirateten Frauen, Müttern von Kleinkindern und Berufsrückkehrerinnen. Das heißt, daß das traditionelle Verständnis, daß eine Frau, die Kinder hat, ins Haus gehört, mehr und mehr aufgelöst wird zugunsten eines modernen Verständnisses der Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Entsprechend dem steigenden Anteil von erwerbstätigen Frauen im Westen steigt auch die Zufriedenheit mit den Verhältnissen. Im Osten steigt dagegen die Unzufriedenheit und das Bewußtsein, mehr für Frauen tun zu müssen, wächst. Logisch bei der weiterhin zunehmenden Erwerbslosigkeit.

Abbildung VI

„Mehr für Frauen zu tun, ist sehr wichtig“ (in Prozent)



Sie sehen, die Westfrauen werden deutlich zufriedener und sind der Meinung, es ist nicht mehr so wichtig, etwas für Frauen zu tun.

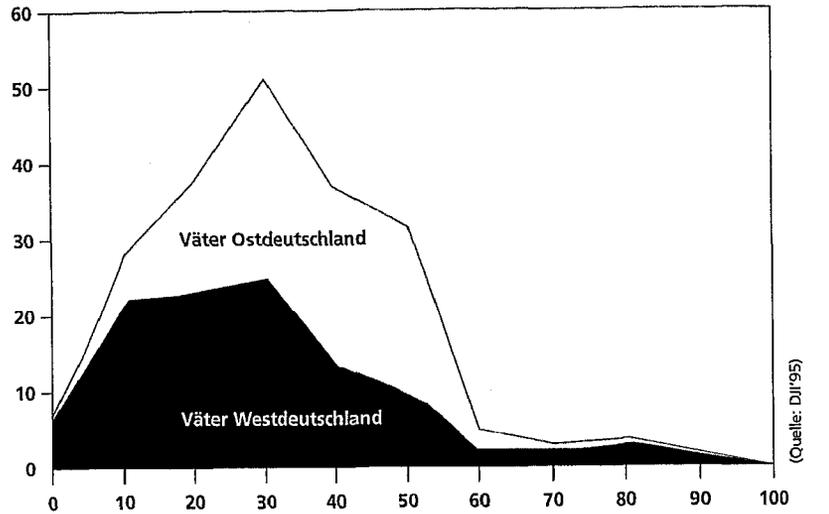
Was für den Westen ein Fortschritt ist, das ist für den Osten ein Rückschritt. 70 Prozent der erwerbsfähigen Frauen im Westen sind heute erwerbstätig. Das entspricht einem Niveau von weiblicher Erwerbstätigkeit, das in der DDR in den frühen 60er Jahre erreicht war. Deshalb divergieren natürlich die Einschätzungen zwischen Ost und West. Ostdeutsche Frauen können mit den gesellschaftlichen Verhältnissen kaum zufrieden sein. Für sie gehört es zum kollektiven Selbstverständnis, Kinder und Beruf gleichzeitig zu leben. Für die meisten bereits in der zweiten Generation. Die Erfahrungen, Einstellungen und Leitbilder, ihre psychische Struktur, vor allen Dingen auch ihr Verhältnis zu Männern, sind auf dieses Selbstverständnis eingerichtet. Dort wo die westdeutschen und westeuropäischen Frauen als Erfahrungskollektiv noch nach Vermittlung zwischen traditionellen und feministischen Rollenbildern suchen, wo sie hin- und herschwanken zwischen übersteigertem Selbstbewußtsein, „wozu braucht eine Frau einen Mann?“ und unangemessenen Minderwertigkeitsgefühlen, „bin ich als Mutter noch sexy?“, „wo der kollektive Diskurs wie ein manisch-depressiver Neurotiker von einem Extrem ins andere fällt, die mißbrauchte Frau - der mißbrauchte Mann, da ist für ostdeutsche Frauen längst alles klar. Über diese Selbstverständigungsdebatten für ein neues Geschlechterverhältnis können ostdeutsche Frauen nur schmunzeln oder gelangweilt abwinken, nicht ihr Thema. Deshalb auch fühlen sich ostdeutsche Frauen von den westlich produzierten Frauenzeitschriften, die diese Debatten ohne Ende führen müssen, oft angewidert und nehmen sie kaum wahr. Dazu später.

Aber ich spreche immer nur von ostdeutschen Frauen. Dabei geht es auch um die ostdeutschen Männer. Denn ein doppelter Lebensentwurf bedingt die Gestaltung eines neuartigen Geschlechtervertrages. Den haben die Frauen seit den 60er Jahren mit den Männern auf allen Ebenen neu ausgehandelt. Durchaus mit vielen Streitereien und nicht ohne Frustration - auf beiden Seiten. Aber immerhin auch mit einigem Erfolg. Zum Beispiel bei der Hausarbeit.

Abbildung VII

Anteil der Väter an der Hausarbeit (Selbsteinschätzung)

Anteil der Hausarbeit in %



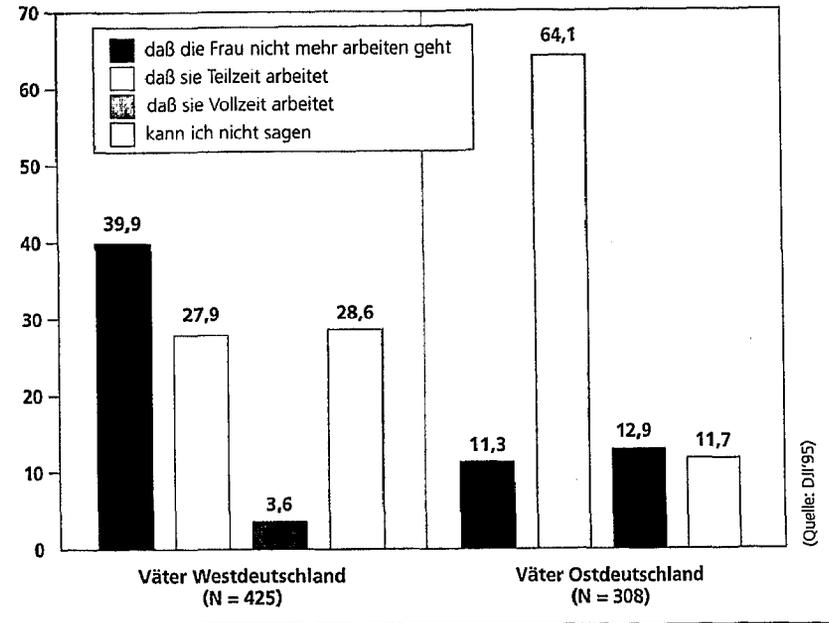
An dieser Grafik wird augenfällig, daß sich ostdeutsche Väter deutlich mehr an der Hausarbeit beteiligen als die westdeutschen.

Noch ein anderer Aspekt, der die partnerschaftlichere Einstellung ostdeutscher Väter dokumentiert:

Im Westen würden sich 39,3 Prozent der Väter wünschen, daß die Frau zu Hause bleibt, Hausfrau ist, während sich dies im Osten 11,3 Prozent der Väter wünschen. Das ist also etwas mehr als ein Viertel davon. Im Westen wünschen sich 27 Prozent, daß die Partnerin Teilzeit arbeitet, im Osten 64 Prozent. Daß sie volltags arbeitet, wünschen sich im Osten beinahe viermal soviel Väter. Daß beinahe 30 Prozent der Väter im Westen überhaupt keine Meinung zu dieser Frage haben, ist ein Symptom für die Rollenunsicherheit und Unklarheiten im Geschlechterverhältnis. Ein Drittel der Väter weiß nicht, ob sie lieber eine selbständige

Abbildung VIII

Was sich die Väter von ihren Partnerinnen wünschen, wenn sie genug für die ganze Familie verdienen würden



und tendenziell auch selbstbewußte Partnerin wünschen oder eine finanziell abhängige. Hier zeigt sich, wie zwiespältig das Frauenbild westdeutscher Männer ist.

Ich will noch einmal erklären, warum es wichtig ist, Einstellungen und Verhalten beider Geschlechter zu reflektieren und den Vertrag, den Männer und Frauen miteinander schließen, zu erforschen. Die sozialen Geschlechter greifen stets ineinander, das heißt sie bedingen einander wechselseitig. Eine Integration der Frauen als Mütter in die „männliche“ Berufssphäre hat zur Folge, daß die Männer sich mehr dem Familienbereich zuwenden und damit „verweiblichen“. Wenn dieses Ineinandergreifen nicht funktioniert, wenn sich die Geschlechter nicht dialektisch ergänzen, hat das schwere Störungen der Geschlechterverhältnisse zur

Folge. Männer und Frauen als kollektive Wesen landen im Chaos. Fakt ist, daß sich die Geschlechter im Osten in ihren Einstellungen und Werten stark aneinander angeglichen haben, daß es weniger männer- und frauenspezifisches Verhalten gibt als im Westen.

Hier ein kleiner Vergleich:

### Abbildung IX

#### Osten, Westen, Frauen, Männer Was macht wen wo glücklich?

	Westdeutschland		Ostdeutschland
	Frauen	Männer	Frauen
Menschen, die mich lieben	70%	59%	69%
Eine glückliche Partnerschaft	69%	67%	75%
Kinder haben	48%	41%	65%
Gutes tun, anderen helfen	43%	34%	56%
Ein Beruf, in dem man aufgeht	35%	51%	49%
Erfolg im Beruf	27%	52%	47%
Viel Geld haben	20%	32%	32%

- Vor allem die Frauen engagieren sich im sozialen Bereich, wobei hier die Ostfrau die Westfrau noch einmal klar übertrifft.
- Im Osten ist die partnerschaftliche Gleichstellung von Männern und Frauen nahezu erreicht. Die Ostfrauen zeigen das gleiche berufliche Engagement wie Westmänner.
- Das berufliche Engagement der Ostfrauen wird dadurch erleichtert, weil Ostmänner in Haushalt und Familie aktiver sind als Westmänner.

Quelle: IFD Allensbach 1993

Was macht Männer und Frauen im Westen glücklich? Das ist ganz klar geschlechtsspezifisch segmentiert. Menschen, die einen lieben, machen 70 Prozent der Frauen glücklich, 59 Prozent der Männer. Ein Beruf, in dem man aufgeht, macht 35 Prozent der Frauen glücklich und 51 Prozent der Männer. Erfolg im Beruf macht 27 Prozent der Frauen glücklich, 52 Prozent der Männer. Viel Geld haben: 20 Prozent der Frauen und 32 Prozent der Männer. Das ist ganz klar geschlechtsspezifisch segmentiert.

Im Vergleich dazu die Ostfrauen, ein Beruf, in dem man aufgeht, ist für 47 Prozent der Ostfrauen nahezu genauso wichtig wie für 52 Prozent der Westmänner. Erfolg im Beruf und Geld haben ist bei den Ostfrauen ebenfalls als Glücksmoment so verbreitet wie bei den Westmännern. Ostfrauen integrieren traditionell weibliche Einstellungen und traditionell männliche. Da in allen Industrieländern der Welt die Erwerbsbeteiligung von Frauen steigt und damit ein Rollenwandel im Geschlechterverhältnis einhergeht, wäre zu fragen, ob in dem kollektiven Selbstverständnis ostdeutscher Frauen ein soziales und psychisches Potential liegt, das zukunftsweisend für die Gestaltung des modernen Geschlechterverhältnisses ist. Wie die Geschlechter wechselseitig aufeinander reagieren, wie Männer und Frauen ihre Beziehungen miteinander gestalten, welche Bedingungen, welche Erwartungen sie aneinander haben, wie ihre Tätigkeiten in der Bewältigung von sehr komplexen Alltagsanforderungen ineinander greifen – das heißt wie sie ihren Vertrag miteinander gestalten, das ist meines Wissens weder erforscht, noch gibt es dafür eine angemessene Forschungsmethodik. Wir können in einigen Fällen zwar den soziologischen Vergleich heranziehen, das habe ich hier getan. Darüber hinaus aber bleibt nur die genaue vorurteilsfreie Beobachtung des Alltags, denn der Teufel steckt im Detail und die Gefahr, daß wir westliche Deutungsmuster übernehmen und vorschnell vom Patriarchat und patriarchalen Strukturen reden, ist groß.

Aus diesem Grunde habe ich das Konzept meiner Buchreihe „Ost-Westlicher Diwan“, die sich den Vergleich des Geschlechterverhältnisses in Ost und West zur Aufgabe gemacht hat, auf Alltagsgeschichten gebaut. Ich wollte aus dem Alltag heraus erkunden, wodurch sich die Geschlechterkultur in Ost und West unterscheidet. Die Ergebnisse sind bei jedem der sechs Bände aufs Neue überraschend. Die Einstellung von Vätern zu ihren Partnerinnen habe ich Ihnen bereits vorgestellt. Ein weiteres Beispiel aus dem Buch „Sag mir, wie die Väter sind“, das jetzt durch den „Spiegel“-Artikel groß in der Diskussion ist: 80 Prozent der Väter, die getrennt von den Müttern ihren Kinder leben, halten den Kontakt zu ihren Kindern. Im Westen sind es 50 Prozent. Das heißt auch, daß nicht nur das Engagement der Väter für ihre Kinder weiter verbreitet ist, sondern auch, daß die Mütter in der überwiegenden Mehrzahl der Ansicht sind, daß sie den Vater nicht ersetzen können. Und: Die

Mütter können ihre Kinder loslassen, weil sie nicht ihre erste und vorrangige Lebenslegitimation darstellen, weil sie nicht ihren ersten Lebenssinn in den Kindern sehen, sondern weil sie neben den Kindern noch einen eigenen Lebensbereich haben, ihre Berufstätigkeit, wo sie Anerkennung erhalten, sich beweisen und weiterentwickeln können. Wenn 80 Prozent der Väter auch nach der Trennung den Kontakt zu ihren Kindern pflegen können, so steht dahinter auch, daß die Mütter trotz Trennung soviel Vertrauen zu ihrem Ex-Partner bewahren, daß sie ihn weiterhin als Elternteil akzeptieren und seinen Einfluß auf die Kinder respektieren. Und: daß die Kommunikation zwischen den Ex-Partnern erhalten bleibt, daß sie sich nicht verfeinden. ...Aber das ist schon das nächste Thema, die Trennungskultur. Das habe ich in dem Buch „Ex. Trennungsgeschichten“ behandelt.

Ich wollte Ihnen mit diesem Exkurs nur verdeutlichen, daß Aussagen über Männer auch stets etwas über Frauen aussagen – und umgekehrt, daß es eigentlich Aussagen über das Geschlechterverhältnis sind.

Ich finde es jedenfalls sehr erstaunlich, wie unverrückbar ostdeutsche Frauen an ihrem spezifischen Verständnis festhalten. Trotz widrigster gesellschaftlicher Umstände, trotz sämtlicher Demontageversuche und Diffamierungen. Und dies, obwohl es kein Medium, keine Öffentlichkeit, kein Sprachrohr, keine Institution, keine Bewegung gibt, dem ein solches weibliches Selbstverständnis zugrunde liege würde. Obwohl es also für dieses Selbstverständnis aus welchen vielschichtigen Gründen auch immer keine öffentliche Vergewisserung und damit auch keine Orientierungshilfe gibt. Vielleicht ist das Forum Ostdeutschland eine Chance dafür. Ostdeutsche Frauen, vor allem die hochgebildeten, ich will das jetzt noch einmal untermauern, stehen dem westlichen Rollenverständnis, dem „Geschlechterchaos“ und „Geschlechterkampf“ fremd gegenüber. Ich hatte schon erwähnt, daß sie sich mit ihren Ansprüchen und Leitbildern, aber auch mit ihren Fragen und Problemen in der westlichen Öffentlichkeit nicht wiederfinden, insbesondere nicht in den westlich produzierten Medien. Das zeigt sich darin, daß sie diese kaum wahrnehmen. Sie verweigern sich einerseits der Frauenzentriertheit, die dort zum Ausdruck kommt, der weiblichen Selbstgefälligkeit, als auch der anderen Seite dieser Medaille, sich permanent als defizitär zu be-

trachten, im Sinne: Ich bin nicht richtig, ich muß etwas tun für mein Aussehen, ich muß Diät machen, ich muß Kosmetik machen usw., damit ich den Männern oder einer gesellschaftlichen Norm gerecht werde. Ostdeutsche Frauen wollen wissen, wie sie sich auf dem Arbeitsmarkt durchsetzen können, wie Frau ihre Arbeit behält, wie sie Geld verdienen kann, wie sie ihre Qualifikationen verkaufen kann. Sie wollen wissen, wie sie für ihre Kinder eine Lehrstelle finden oder ein Amerikastudium bezahlen können. Und welcher Computer der günstigste ist. Aber wer hat schon ein politisches Interesse daran, diese Interessen und Fragestellungen zu unterstützen.

Ich habe Ihnen, um das noch einmal zu untermauern, wie wenig im Osten die Westzeitschriften gelesen werden, die „Brigitte“-Kommunikationsanalyse 1996 mitgebracht: Ich wollte die Zahlen mit denen von 1994 vergleichen. Aber leider wurde die Statistik damals nicht nach Ost und West getrennt, sondern gesamtdeutsch erhoben, weil man damals glaubte, daß sich die Unterschiede schnell angleichen würden. 1996 wurde die Differenzierung wieder eingeführt (s. Abb. X, S. 74).

Warum diese Zeitschriften im Osten so wenig wahrgenommen werden, dafür gibt es viele Gründe. Die meisten Gründe stehen jedoch mit dem Geschlechterrollenverständnis in Zusammenhang. Ostdeutsche Frauen haben durch ihren „doppelten Lebensentwurf“ einen anderen Interessenhorizont, eine andere Problemsicht, der weder durch das Bild der Karrierefrau, noch der Feministin, noch der Hausfrau und Mutter gerecht zu werden ist. Sie haben Elemente all dieser Grundmuster integriert.

Das aber ist ein weites Feld, für das hier keine Zeit zur Eröffnung ist. Hier geht es um eine Bilanz des Beitrags von ostdeutschen Frauen – und nicht darum, wo sie sich westlichen Mustern verweigern. Zur Bilanz gehört auch ein Ausblick.

Von den ostdeutschen Frauen könnte, so ihnen gesellschaftliche Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten eingeräumt werden würden, ein Emanzipationsschub ausgehen. Das ist im Moment vielleicht Träumerei. Aber wir wissen ja, träumen gehört zum Leben. Für heute wäre zu fragen: Welche Modernisierungspotentiale ostdeutscher Frauen sind für

## Abbildung X

### Reichweiten Frauenzeitschriften

(Basis: Frauen 14 - 64 Jahre)	Leser pro Ausgabe %	Leser pro Ausgabe %
Brigitte	14,5	4,2
Freundin	11,4	4,2
Für Sie	10,0	3,9
Journal für die Frau	6,7	3,2
Burda Moden	5,8	4,3
Maxi	3,1	1,5
Prima	1,6	0,7
Verena	1,7	0,7
Vitel	3,2	0,9
Cosmopolitan	3,9	0,3
Elle	1,8	0,4
Madame	1,3	0,1
Marie Clare	1,5	0,5
Petra	4,8	1,2
Vogue	2,4	0,5

West: 20,16 Mio. Ost: 5,41 Mio.

(Quelle: Brigitte Kommunikationsanalyse '96)

den kommenden Umbau der Wirtschafts- und Lebensweisen besonders bedeutungsvoll? Das heißt, welche Potentiale ostdeutscher Frauen sind kompatibel zu westdeutschen, westeuropäischen Bedürfnissen? Wie können diese Potentiale popularisiert werden? Denn sie sind zum großen Teil gar nicht bekannt. Wie können sie also popularisiert werden und nutzbringend eingebracht werden? Wo gibt es Handlungsfelder, Handlungspotentiale, die der Unterstützung bedürfen?

### Anna Damrat

Es gibt sicherlich auch eine ganze Menge an Möglichkeiten, das Gesagte konträr zu diskutieren. Es ist auch einiges an Aufforderungen darin, das die Selbstbehauptung aller verlangt, ohne daß die Selbstbe-

hauptung dazu führt, die andere Seite jeweils in Klump und Asche zu schlagen. Wir müssen gemeinsam vorwärts kommen.

Ich sage vielleicht noch einmal den zeitlichen Rahmen. Wir haben uns das so gedacht, daß wir vielleicht den Punkt Berufstätigkeit gar nicht so lange diskutieren müssen, weil das später noch einmal aufgegriffen wird. Von daher ist es mit Sicherheit wichtig, das Selbstverständnis der Frauen unter dem Aspekt des sehr politischen Privaten zu diskutieren.

### Eva Kunz

Katrin, mich hat ein bißchen gewundert, daß Du dich darüber wunderst, daß Frauen ihr modernes Verständnis von der Verbindung von Erwerbstätigkeit und Familie und Leben überhaupt bewahren, obwohl es keine Institutionen dafür gibt. Das sehe ich völlig anders. Denn gerade in diesem Punkt erfahren ostdeutsche Frauen sehr viel Bestärkung. Eine Bestärkerin sitzt neben mir, Christine Bergmann, die sich ja nun als ostdeutsche Politikerin auf dem Gebiet Arbeit, Beschäftigung usw. den Mund fusselig redet. Genau so wie Regine Hildebrandt oder Gerlinde Kuppe in Sachsen-Anhalt. Dafür gibt es auch die Unterstützung des großen Teils der Frauen im Westen. Und es gibt, wie Du selber gezeigt hast, auch die Unterstützung der ostdeutschen Männer. Diese Position wird nun wirklich gestärkt. Denn das ist das, worin wir Westeuropa sehr viel näher sind oder Skandinavien und wo die alte Bundesrepublik ein etwas überhöhtes Maß an Rückständigkeit aufweist.

### Katrin Rohnstock

Offenbar hab ich mich mißverständlich ausgedrückt, das tut mir leid. Ich meine, es gibt keine Öffentlichkeit, keine Medien, keine Institutionen in denen das östliche Rollenverständnis selbstverständliche Norm ist. Die vorhandenen institutionalisierten Strukturen, die sich der Gleichberechtigung widmen und die Gleichstellung von Frauen auf ihre Fahnen geschrieben haben, sind eine Folge der feministischen Bewegung, die im Kontext westdeutscher Verhältnisse entstand und in diesen auch ihre

Ursache hatte. Es gibt kaum öffentliche Strukturen und Institutionen mit einer spezifisch ostdeutschen Prägung. Es gibt auch keine nennenswerten ostdeutschen Medien, in denen das weibliche Selbstverständnis dokumentiert und unterstützt wird. Aus diesem Grunde sind die prominenten ostdeutschen Frauen, die dieses Selbstverständnis personifizieren um so wichtiger.

### **Eva Kunz**

Es gibt auch Leute, die etwas dafür tun. Zum Beispiel ist in das Arbeitsreformgesetz aufgenommen worden, daß Frauen entsprechend ihrem Anteil an der Zahl der Arbeitslosen gefördert werden sollen - das ist doch nicht vom Himmel gefallen. Das haben hauptsächlich Ostpolitikerinnen bewirkt. Also, wenn das keine Verstärkung und Bestätigung ist.

### **Katrin Rohnstock**

Wir reden aneinander vorbei. Das Gefühl habe ich auch. Das ist nicht gemeint.

### **Anna Damrat**

Es ging eher um den medialen Transport, wenn ich das richtig verstanden habe. Das war ja auch einer der Punkte, die vorhin dargestellt wurden und die mir eben auch aufgefallen sind: Wie weit kommt das in den Medien an? Dann müssen wir auch begrifflich unterscheiden: Was heißt Institution? Heißt Institution zum Beispiel die in Parteien und Regierungen institutionalisierte Politik? Da, denke ich, trifft durchaus das zu, was Eva Kunz dazu sagt, es ist dort angekommen, einschließlich übrigens des hocheifreuten Aufgreifens seitens der Westfrauen. Ich weiß ja, wovon ich rede, ich komme aus dem Westen Berlins, wobei das immer so ein Mittelding ist. Wir waren nicht ganz richtig Westen, aber Osten auch nicht. Jetzt kriegen wir auf einmal mit, daß wir doch ziemlich westlich waren. Aber es hat vielleicht etwas Besonderes, daß gerade in Berlin

dieser Punkt der Berufstätigkeit schon lange eine dominierende Rolle spielt, und auch in anderen Großstädten, wo es immer Selbständigkeit gab, traditionell bei Müttern und Großmüttern.

Es gehörte mit zur tradierten Lebensweise, daß Frauen berufstätig waren, in ihrer großen Zahl, nicht alle, das weiß ich auch. Von daher gab es schnell eine Verständigung darüber in den Institutionen. Etwas anderes sind die Medien. Die Medien sind stark auf den westdeutschen Markt ausgerichtet und knüpfen da eben wie „Brigitte“, „Freundin“, „Frau im Bild“ und Ähnliches im starken Maße an die anderen Verhältnisse an, mehr an die westdeutsche Durchschnittsbiographie.

### **Dr. Christine Bergmann**

Ich würde da auch noch einmal anschließen wollen. Die regionalen Medien haben diese Position sofort aufgegriffen, weil sie so stark ist und von den Frauen überall, in jedem Interview, das sie machen, oder jedem Projekt, das sie besuchen, in den Vordergrund gerückt wird.

Weder die „Berliner Zeitung“ noch die „Märkische“ und nicht einmal die „Sächsische Zeitung“ - trotz des Ministerpräsidenten dort -, versuchen, ein konservatives Frauenbild nach dem Motto „Nun kümmert Euch endlich mal wieder um Eure Kinder, ihr Rabenmütter“ zu propagieren. Das mag in anderen Regionen anders sein.

Es würde hier niemand den Frauen zumuten, eine KiTa-Öffnungszeit von 9.00 bis 12.00 Uhr als große Errungenschaft zu propagieren. Wir sagen, wir brauchen jetzt auch noch eine Schlaf-KiTa. Wir brauchen eine Betreuung noch über 19.30 Uhr hinaus. Da ist soviel da, an dem keiner rüttelt, weil es richtig fest steht.

Ich kann hier nicht für ganz Deutschland sprechen. Ich weiß, daß es da in anderen Regionen finster aussieht. Hier in Ostdeutschland nicht.

## Brigitte Engler

Ich spreche jetzt mal ein Thema an von dem ich weiß, daß ich damit vielleicht Kritik bekomme. Ich war ostdeutsche Wissenschaftlerin, habe mein Kind allein großgezogen, mußte es alleine großziehen, hatte überhaupt keine Alternativen. Wenn ich im Nachgang überlege, daß mein Kind von morgens um acht bis um 18.00 Uhr in einer Kindereinrichtung sein mußte und auch häufig krank war, muß ich jetzt wo es groß ist und einigermaßen gut geraten ist, doch irgendwo ein Stück weit nachdenken: War das eigentlich richtig. Heißt Emanzipation nicht auch, souverän entscheiden zu dürfen, wenn ich meine, wenn die Kinder klein sind, möchte ich ein bißchen mehr Zeit für sie haben und ich darf darüber nicht benachteiligt werden? Das ist eine grundsätzliche Entscheidung.

Das Ergebnis meiner Überlegungen war: Als ich das mit westdeutschen Frauen debattiert habe, moderne Feministinnen aus der grünen Partei und in dem Umfeld, Gewerkschafterinnen, die haben mich gleich in die Rechtsaußen-CDU gesteckt. Wie kannst Du nur solche Position haben? Als ich in Dänemark und Schweden war - die Frauen dort sind zu 90 Prozent berufstätig und haben damit ähnliche Erfahrungen wie Ostfrauen, von dieser Lebensweise und Arbeitsteilung in der Familie her - und ich habe auch dort mit Frauen gesprochen, die im Sozialbereich, in der Politik arbeiten, die haben auch gesagt: Ist das eigentlich richtig? Haben wir das gut gemacht?

Jetzt, im Nachgang, als die erfahrenen Mütter, die wir gesehen haben, wo die Defizite unserer Kinder zutage kommen, die emotionale Entwicklung ein bißchen kürzer kommt usw., grübeln wir: Sicher, die sind pfiffig, die sind schlau, die können sich bewegen und alles. Aber vielleicht ist nicht doch irgend etwas und man denkt darüber nach. Und man gerät in eine Situation, wo man sich dann fragt: Was ist denn eigentlich Emanzipation? Heißt nicht Emanzipation, das Recht zu haben, anders sein zu dürfen und dabei nicht diskriminiert zu werden, auch als Frau, das wäre es doch eigentlich. Und wenn ich der Meinung bin, ich möchte in der Zeit, wo ich Kinder habe, kürzer treten, dann möchte ich dafür keinen Ärger bekommen. Diese Position aus der Erfahrung heraus und nicht nur aus theoretischen Kämpfen mit den Männern, ist eine ganz

andere. Aber sie wird anders bewertet, sie wird nicht ernst genommen. Man versucht, sie mit den Maßstäben des Patriarchats und dieser Gesellschaft zu bewerten. Und die modernsten Frauen im Westen kritisieren solche Verhältnisse, sie haben sie aber nie gelebt, das muß man sehr deutlich dazu sagen. Da kommen die Züge aus beiden Richtungen.

Was ich noch ansprechen möchte, ist das Verhältnis der Männer in der Westgesellschaft. Ich habe die Gelegenheit gehabt in meinem sehr bewegten Leben ungefähr ein Jahr lang mit einem hochdotierten Westjournalisten zusammenzuleben. Der wollte ganz schnell ein Kind mit einer Ostfrau, mit einer emanzipierten, das ist alles ganz toll. Dann ist mir klar geworden, was der eigentlich für ein Leben führt. Das einzige, was der in seinem Leben hat, sind seine journalistischen Beiträge, sein toller Spiegelartikel, seine Geo-Reportagen usw. Und das Ergebnis war, er hat für nichts anderes mehr Zeit, da bleibt nichts mehr übrig. Das Einfordern des Familienvaters, präsent zu sein für heranwachsende Kinder, funktioniert überhaupt nicht in einer Gesellschaft der Konkurrenz, wo der, der dann Arbeit hat, sich so sehr verausgaben muß, um bei der Stange zu bleiben, daß er diese anderen Rollen nicht mehr wahrnehmen kann. Das hängt mit dieser Konkurrenzgesellschaft zusammen.

Das wirkt sich natürlich auf das Geschlechterverhältnis aus, das kann man nicht mit Moral abtun. Sondern da entstehen Lebensentwürfe, wer Arbeit hat muß soviel powern, da bleibt das andere auf der Strecke. Das ist eine ganz tragische Geschichte. Für die Frauen heute genauso. Was soll man da eigentlich fordern, was ist das angemessene?

Ist das richtig in einer Zeit, wo der Druck auf alle, die Arbeit haben, durch die anderen, die keine mehr haben, so stark ist, daß man dann sagt, daß Mütter die Kinder noch nebenbei großziehen sollen oder bleiben die Kinder nicht gerade in so einer Zeit auf der Strecke, gerade jetzt? Das ist eine neue Debatte. Vielleicht müßte man sich dem auch stellen mit anderen Denkansätzen.

## Brigitte Biermann

Ich bin Ossi und Korrespondentin für die Frauenzeitschrift „Brigitte“. Ich muß hier ganz energisch eine Lanze für „Brigitte“ brechen, weil sich genau diese Zeitschrift seit Jahrzehnten nicht nur mit den Texten, sondern auch mit Berufseminaren für berufstätige Frauen stark macht. Daß Unterschiede in der Reichweite bestehen, stimmt, dafür gibt es viele Gründe. Die Brigitte-Tochter „Young Miss“ aber, die vor zwei Jahren gegründet wurde, die hat die gleiche Reichweite in Ost und in West. Ich sehe da eine Angleichung von ganz jungen Frauen und Mädchen zwischen 14 und 25 Jahren.

Es gibt in West- und Ostdeutschland sicher viele, die sagen, ich will einen reichen Mann und zu Hause bleiben und meine Kinder groß ziehen, oder die, die sagen, Kinder kommen nicht in Frage, ich möchte einen Job machen. Also diese Generation wird sich mehr und mehr angleichen.

## Rosemarie Bechthum

Mit der Wende wurde ich an der Pädagogischen Hochschule auch die erste Frauenbeauftragte, ich bin in den ersten Rat der Stadt gekommen. Wir haben uns damals alle angeregt, wir müssen kandidieren, und das war eigentlich auch ganz vernünftig. Ich hatte aber im Rahmen meiner Arbeit an der Hochschule ein Projekt. Ich dachte, wer sind denn die Frauen, die zuerst in diese Parlamente gegangen sind. Ich habe eine große Befragung gemacht, das Projekt wird jetzt ausgewertet. Frauen der unterschiedlichsten Parteien, von der kleinsten Gemeindevertreterin bis zur Bundestagsabgeordneten wurden befragt. So vieles, was Frau Rohnstock gesagt hat, stimmt hiermit überein. Der größte Punkt war Emanzipation und Selbstbewußtsein. Das war typisch für die ostdeutschen Frauen, sie haben sich in der übergroßen Mehrheit nur vermittelt über ihre Arbeit und über ihre ökonomische Unabhängigkeit als emanzipiert empfunden und das auch mit ihrem Selbstbewußtsein in Zusammenhang gebracht. Deshalb fielen sie in dieses riesige Loch, als dann die Arbeit weg war. Und die Frauen aus den alten Bundesländern frag-

ten uns völlig verständnislos: „Sie sind doch so selbstbewußte Frauen, wieso sind Sie auf einmal so deprimiert.“ Das stimmt schon. Jetzt vergleiche ich sehr häufig West- und Ostfrauen. Wir haben Westfrauen, die bei uns ansässig geworden sind. Wir erzählen uns unsere Biographien. Ich merke, wie wir uns jetzt erst einmal näherkommen. Mir ist das zum Kirchentag aufgefallen, und mir ist es auch auf der Messe in Düsseldorf aufgefallen, daß wir Ostfrauen unsere Lebensauffassung immer als die richtige ansahen. „Ich habe gearbeitet.“ Das war für die westdeutschen Frauen schon ein Totschlagargument. Damit wurden sie bereits abqualifiziert. Ich bin deshalb eine ganz große Verfechterin der Akzeptanz unserer unterschiedlichen Lebenswege in Ost und West geworden. Ich lerne viele Frauen kennen, die ihr Leben anders geführt haben. Sie bemühen sich, ehrenamtlich tätig zu sein in vielen Organisationen, wir müssen ihnen eine Chance geben. Und sie sind sehr dankbar, daß man sagt, wir müssen das einfach akzeptieren. So war ihr Leben. Als ich dann in den Landtag kam, hatten wir bereits ein Frauennetzwerk aufgebaut. Wir als SPD kriegten den Gleichstellungsausschuß, wir Thüringer Frauen haben zusammen überlegt, was soll der Ausschuß machen. Wir haben für den Ausschuß Hauptzuständigkeiten formuliert. Für uns war die erste ganz wichtige Forderung die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen und Männer. Als zweiten ganz wichtigen Punkt fordern wir Chancengleichheit für Frauen, aber auch Gewaltprävention in der Familie. Auf einmal wurde vieles öffentlich, was man in der DDR nie hat hochkommen lassen. Die Forderung nach Beratungsangeboten, dann die Perspektiven von Kindern, Frauen, Familien und ganz besonders die Situation der Alleinerziehenden. Ich mußte staunen, wie die Frauen, nachdem sie erkannten, daß wir Frauen fast nur über den zweiten Arbeitsmarkt wieder in das Erwerbsleben bringen können, das in den neuen Bundesländern sehr intensiv gefordert haben. Wir sind stolz, daß wir als SPD in Thüringen, obwohl wir eine große Koalition haben, die ganzen Jahre, auch für nächstes Jahr, ca. 550 Mio. für den zweiten Arbeitsmarkt durchgesetzt haben.

Und wie die Frauen auch herangegangen sind! Es sind immer die Frauen. Ich kenne kaum Männer, die solche Projekte ins Leben gerufen haben. Die Frauen haben sie geschaffen und sie treten bei Anhörungen selbstbewußt auf. Sie treten für andere Frauen ein. Jetzt kommt so nach

und nach die Anerkennung ihrer Arbeit. Ich sehe einen unwahrscheinlichen Qualitätssprung. Ein Projekt, das ist jetzt sieben Jahre alt, das war als Modellprojekt geplant. Aber wie die Frauen sich gewandelt haben. Am Anfang sagten sie: Es ist doch nicht möglich, uns auszutauschen nach einem Jahr. Jetzt kommen sie auch dahin, daß sie sagen, auch die wechselnde Besetzung innerhalb des Teams hat uns nicht aus der Bahn geworfen, das ist ein Sprung. Und neue Ideen waren gefragt. Die Frauen suchen immer wieder nach Möglichkeiten, etwas zu machen. Ich kenne viele Projekte in Thüringen, die Unterstützung brauchen und auch bekommen. Das ist unsere Chance, die wir als SPD haben, dies mit zu verwirklichen.

Ich wollte Frau Rohnstocks Ausführungen zu den Alleinerziehenden noch ergänzen. Wir hatten extra zwei große Anhörungen zur Situation. Es war interessant, was ein westdeutscher Wissenschaftler hier herausgestellt hat. Er sagt, daß Alleinerziehende in Ostdeutschland sich auch von westdeutschen Alleinerziehenden unterscheiden. An den Kindern wird nicht gespart. Die ostdeutschen Mütter verzichten zugunsten ihrer Kinder. Wenn man das richtig beobachtet, fällt es einem auch auf. Aber was ebenfalls sehr interessant ist, auch Schülerinnen orientieren sich noch in der Schule an dem Beispiel der Mütter. Für sie ist noch selbstverständlich, ich will dann arbeiten, ich will dann auch einen Beruf haben, ich will auch eine Familie haben. Aber was schlimm ist, sie haben sich sehr schnell dem westdeutschen Berufswahlverhalten und dem Studienverhalten angepaßt. Damit haben wir jetzt unwahrscheinlich zu kämpfen, wie hirnrissig das ist. Wir hatten polytechnischen Unterricht. Inzwischen reden alle darüber, daß der Mangel hatte. Aber er hatte ein Technikverständnis geschaffen.

Wir haben im Rahmen des Hochschul-Sonderprogramms III in Thüringen ganz viele Projekte bestätigt, unter anderem auch eine Koordinierungsstelle, die über drei Jahre läuft: Naturwissenschaft und Technik für Schülerinnen. Wir haben 300 Schülerinnen erfaßt, die wieder an das herangeführt werden sollen, was wir hatten und jetzt mühselig wieder aufbauen. Aber ich sehe auch eine Chance, wir haben neue Lehrpläne. Weil wir uns als Gleichstellungsausschuß überall einmischen, haben wir als eines der Kernprobleme in die Lehrpläne die Durchsetzung der

Gleichstellung von Jungen und Mädchen in der Schule eingebracht. Auch die Orientierung auf die Berufswahl mit differenziertem Herangehen gegenüber Mädchen und Jungen haben wir öffentlich gemacht. Wir hatten die erste Chance, in der Lehrplankommission Informatik unsere Vorstellungen als Gleichstellungsausschuß mit einzubringen. Es geht in kleinen Schritten in dieser Richtung wieder vorwärts. Aber es bedeutet im Grunde für uns, wieder mühselig das zu erreichen, was wir schon einmal hatten.

### **Dr. Martina Weyrauch**

Ich wollte noch einmal auf Brigitte Engler reagieren. Ich bin 39 Jahre, ich habe meine Tochter mit 24 Jahren gekriegt und habe fünf Jahre praktisch mit dem Vater des Kindes gemeinsam meine Tochter aufgezogen und bin jetzt mir ihr zehn Jahre alleine. Für mich ist interessant, deswegen wollte ich reagieren, daß wir ostdeutschen Frauen uns noch abgewöhnen müssen, eine gewisse Glorifizierung und Rechthaberei in die Debatte hineinzubringen. Ich denke, daß es wichtig ist, daß man lernt, zu akzeptieren, daß es verschiedene Lebensentwürfe gibt. Auch zu überlegen, was war an unseren Lebensentwürfen richtig, was war falsch.

Ich muß sagen, ich habe immer gesagt, daß ich Glück hatte. Ich habe meine Promotion in den ersten vier Lebensjahren meiner Tochter gemacht und war deswegen zu Hause. Ich habe sie zwar in den Kindergarten gebracht, aber es war eben nicht der Streß daß sie von acht bis 18.00 Uhr in der Krippe sein mußte. Mir ist es auch wichtig, einfach mal darauf hinzuweisen, daß es Relativierungen geben muß.

Wichtig ist noch, finde ich, darauf hinzuweisen, daß der Arbeitsethos, der in dieser Gesellschaft existiert, schon Zerstörerisches hat. Darin muß ich Ihnen recht geben. Wobei ich noch mal scherzhaft hinzufügen muß, daß Männer meist nicht in der Lage sind, sich zu strukturieren. Ich arbeite fast nur mit Männern zusammen. Ich schaffe meine Arbeit spielend und die sitzen abends um 21.00 Uhr noch und schaffen ihr Zeug nicht. Das ist auch eine Frage der Organisation.

Aber es ist natürlich nicht zu übersehen, daß man sich auch zu Tode arbeiten kann und für anderes schließlich keine Zeit mehr hat, wenn man denkt, daß man das muß, weil es für die Karriere notwendig ist. Es hat aber auch etwas damit zu tun, welcher Arbeitsethos und welche Ideologie innerhalb eines Arbeitskollektivs existiert. Man kann etwas dagegensetzen. Bei uns in der Abteilung sage ich immer, es muß keiner bis um 21.00 Uhr sitzen, wer das macht, ist einfach nicht in der Lage, sich zu organisieren und zu strukturieren, man schafft die Arbeit auch in kürzerer Zeit. Es sind viele Alibistrukturen entstanden.

### Dr. Anneliese Neef

Ich wollte einen anderen Aspekt aufgreifen, nämlich die zweite Problematik, die Frau Engler hier aufgeworfen hat. Und zwar, das war indirekt auch aus dem Vortrag zu entnehmen, daß die Betrachtung von Frauenbefindlichkeit immer auch eine Betrachtung der Befindlichkeit von Männern ist. Wir reden über Geschlechterverhältnisse beziehungsweise über die Perspektiven, die diese in der Gesellschaft haben. In bezug auf dieses Problem: Was folgt für Männer aus der Modernisierung des Frauenlebens, da gibt es schon fundierte Überlegungen, die besagen, daß Männer einen persönlichen Gewinn daraus geschöpft haben, daß Frauen berufstätig sind, eigenständig sein wollen, eigenständig geworden sind. Weil sie nämlich ihre verloren gegangene soziale Kompetenz wiedererlangen können.

Ihre durch überzogene Berufsorientierung verloren gegangenen sozialen Bindungen können sich wieder entwickeln, wenn Männer entlastet werden, indem sie nicht mehr der Alleinernährer sein müssen, indem sie selbst ein anderes Rollenverständnis erleben können und merken, sie sind nicht mehr die größten, sie müssen es nicht mehr sein. Sie werden entlastet von dem ständigen Beweiszwang, alles besser zu können usw., indem Frauen kompetenter werden, relativiert sich das für Männer, und sie könnten, das ist jetzt perspektivisch gesagt, in bezug auf Familie, auf soziale Probleme, auf Reproduktionsarbeit in dieser Gesellschaft irgendwann, die Entwicklung ist erst am Anfang, eine andere Haltung einnehmen. Das ist eine Chance für die Männer und für die Frauen.

### Dr. Christine Bergmann

Ich denke, das ist richtig, niemand will irgend jemandem einen bestimmten Lebensentwurf vorschreiben. Als Arbeitssenatorin sage ich immer allen jungen Frauen, ich kann alle nur davor warnen, lange aus dem Berufsleben auszusteigen, weil das nicht wieder gutzumachen ist. Die Sicherungssysteme sind an die Erwerbsarbeit gebunden. Es müßte sich viel ändern, um andere Möglichkeiten mehr unterstützen zu können.

Ich möchte immer wieder an alle appellieren, auch die gegenwärtige katastrophale Situation der hohen Arbeitslosigkeit in die Debatte miteinzubeziehen, um Lösungen zu suchen, etwa über das Thema Arbeitszeitverkürzung, nicht über das Thema Teilzeit.

Das Thema Teilzeit ist wieder eines, das häufig zu Lasten der Frauen geht. Aber das Thema allgemeine Arbeitszeitverkürzung hilft in dem Fall. Es sind ja nicht alle nur Spiegelredakteure und müssen rund um die Uhr schuften. Aber wir haben natürlich auch ein Männerbild, nur das ist ein ganzer Kerl, der abends nicht vor 22.00 Uhr nach Hause kommt. Ich bin nun sitzungsgeschädigt und weiß, wie das ist. Nicht die Dauer einer Sitzung sagt etwas über die Qualität. Martina Weihrauch hat das gerade gesagt. Manchmal gibt es eher eine umgekehrte Gesetzmäßigkeit. Je weniger rauskommt, um so länger hat es vorher gedauert. Vielleicht hilft es, wenn Frauen in diesen Gremien sind, daß man auch mit der Zeit rationeller umgeht.

Ich führe das Thema „Generelle Arbeitszeitverkürzung“ ganz bewußt noch einmal an. Wir haben eine enorme Verdichtung der Arbeit, wer Arbeit hat, arbeitet immer mehr und möglichst immer länger, und draußen steht eine ganze Generation, die darauf wartet reinzukommen, viele, die kaum eine Chance haben. An der Debatte sollten sich Frauen viel mehr beteiligen.

Nicht an der Teilzeitdebatte. Das Thema fängt an beim Überstundenabbau. Das ist alles machbar. Das hilft auch den Frauen, weil es dann im Geschlechterverhältnis sehr viel einfacher möglich ist, die Rollen besser

zu verteilen. Ich erlebe das. Ich habe selbst zwei kleine Enkelkinder. Ich weiß, daß die jungen Familien, wo die Väter auf ihren Baustellen oder woanders arbeiten, kaum über die Runden kommen und die Männer machen dann viele Überstunden und sind auch nicht glücklich. Sie haben die ersten Phasen miterlebt und möchten auch ein bißchen mehr Väter sein. Es ist nicht so, daß sich alle Väter drücken wollen, die viel Zeit im Büro oder sonstwo verbringen. Wenn es uns gelingt, in dieser Debatte unter frauenpolitischen Aspekten mehr zu bewegen, das wäre sehr wichtig. Ich kann nur alle auffordern, hier an einem Strick zu ziehen.

### **Anna Damrat**

Ich wollte gern noch eine Frage mit auf den Weg geben. Wir haben nun erfahren, daß die Ostmänner schon so viel weiter waren. Es gibt bestimmte Situationen, da läßt sich das auch nachweisen. Aber bei anderen dann doch nicht. Insofern waren doch die Schwestern in den neuen Bundesländern auch nicht ganz so zuversichtlich. Sie sagten gleich, die Quote muß her, und das sehr viel schneller, als die Westfrauen früher an der Stelle in die Gänge gekommen sind.

### **Katrin Rohnstock**

Meines Wissens ist im Osten die Einführung von Quoten in allen politischen Lagern ambivalent debattiert worden. Aber noch einmal zu den Darstellungs- und Wirkungsmöglichkeiten ostdeutscher Frauen: Freilich präsentieren die im Osten erscheinenden Tageszeitungen die ostdeutschen Politikerinnen durch Statements, Interviews, Porträts. In der Art wie diese Frauen reden und denken, wofür sie sich engagieren, in ihren Problemsichten sind sie Repräsentantinnen der ostdeutschen Frauen. Sie haben eine hohe Vorbildwirkung – vor allem in bezug auf politisches und soziales Engagement. dafür sind sie Leitfiguren - keine Frage.

Aber wo finden ostdeutsche Frauen, vor allem die hochgebildeten, für die Bewältigung der alltäglichen Lebenspraxis Orientierungen und Ermutigungen? Ich will ein Beispiel nennen, um sinnfällig zu machen, was

ich meine. Heike, eine fünfunddreißigjährige Grafikerin lebt mit ihrem Mann und ihrer sechsjährigen Tochter in Dresden. In ihrem Job sieht sie keine Möglichkeiten, sich weiterzuentwickeln. Sie bewirbt sich für eine Professur an einer Kunstschule im Norden. Ihr Mann, Innenarchitekt, absolviert eine Weiterbildung, weil er arbeitslos geworden war und wird - wenn überhaupt nur eine neue Stelle Bayern bekommen. Das ist für Heike wie für ihren Mann eine äußerst komplizierte Situation, die es inzwischen in abgewandelter Form tausendfach gibt. Eine typische Ost-Konstellation: Kleines Kind, keine Ersparnisse, beide Elternteile wollen und müssen berufstätig sein, aus finanziellen Gründen, aber auch, um die Ehebeziehung zu erhalten. Heike möchte keinesfalls, daß ihr Mann arbeitslos bleibt, weil sie erfahren hat, wie sehr das Familienleben davon belastet wird. Für diese Lebenslage wird Heike in keiner der existierenden Zeitungen und Zeitschriften, in keinem Frauenzentrum, bei keiner Gleichstellungsbeauftragten, bei keiner Karriereberatung Bewältigungsstrategien, also Rat und Orientierung finden.

Selbstverständlich gibt es auch im Westen derartige Problemlagen, aber nur vereinzelt. Allerdings werden sie in den nächsten Jahren in den jüngeren Generationen zunehmen, denn die jungen Frauen, vielleicht bis zu den heute Vierzigjährigen, wollen auch Kinder, Mann und Beruf vereinbaren. Das freilich sind Probleme, die vor allem die höhergebildeten Frauen betreffen, im Osten haben immerhin 1,5 Millionen Frauen Hochschulreife, Fachhochschul- oder Hochschulabschluß. Aber auch Frauen mit mittlerer Bildung haben ostspezifische Einstellungen und Werte. Der Erfolg von „Bild der Frau“ - als einziger westdeutscher Zeitschrift, die einen nennenswerten ostdeutschen Markt gefunden hat - besteht darin, daß diese Zeitschrift eine spezifische Ausrichtung für den Osten zugelassen und eine Ostausgabe gemacht hat. Damit erreicht sie eine Verkaufsauflage von rund 400.000 Exemplaren. Die ostdeutsche Redaktionsleiterin sagt: Wir haben die Frauen in ihrem Wunsch Arbeitsplätze zu finden, Weiterbildungen zu machen, sich die neue Technik anzueignen immer begleitet, wir sind ihnen ein Ratgeber in all diesen schwierigen Alltagsfragen. Eine vergleichbare Zeitschrift für die hochgebildeten Frauen fehlt absolut und ich habe allmählich das Gefühl, daß sie auch politisch nicht gewollt ist.

Zu Frau Engler. Wir müssen darüber nachdenken, was wir unter Emanzipation verstehen? Was sind emanzipatorische Lebensmuster? Wann ist ein Mann emanzipiert, wann eine Frau? Wir müssen, wie Sie das richtig angemerkt haben, den Charakter von Geschlechterbeziehungen und den Charakter der Arbeit im Zusammenhang analysieren und wir müssen die Zukunft der Liebe und die Zukunft der Arbeit im Zusammenhang diskutieren. Sie haben von den Arbeitszwängen der Westmanager gesprochen, die kaum Freiräume für Familienfreuden und -pflichten lassen. Aber mit dem zunehmenden Konkurrenzdruck auf dem Arbeitsmarkt geht auch ein Wandel von Bewußtsein und Psyche einher. Geborgenheit, Vertrauen, eine stabile Beziehung gewinnen im Privaten um so mehr an Bedeutung, je eisiger die Arbeitsbeziehungen werden.

Eine Studie der Zeitschrift „Mens health“ spricht sogar von einer neuen Männergeneration. Diese Emotionalisierung von Männern korrespondiert mit einer anderen Entwicklung, die seit einigen Jahren in dem bundesweiten Verband „Väteraufbruch“ institutionalisiert ist. Das Motto dieser Bewegung: „Mehr Vater dem Kind.“ Dahinter steckt ein wachsendes Interesse von Männern an Kindern, an einer gelebten Beziehung zu ihnen. Vor zehn Jahren wäre dieser Verband undenkbar gewesen. Selbstverständlich hängt dieser Wertwandel auch mit veränderten Bedingungen des Arbeitsmarktes zusammen: In sozialen und sozialpädagogischen Arbeitsbereichen gibt es mehr und mehr Teilzeitarbeit auch für Männer, die haben entsprechend Zeit für die Kinder, es gibt mehr und mehr männliche Freiberufler, die können ihre Arbeitszeit flexibel nach den Kindern einrichten.

Zu „Brigitte“: Natürlich wird in dieser Zeitschrift, wie in allen anderen mittel- und hochpreisigen Zeitschriften seit Jahren Berufstätigkeit und Karriere von Frauen thematisiert. Dennoch - und das ist eben subtil - sind die Problemsichten und Bewertungen unterschiedlich. Weil die Geschlechtererfahrungen, das Geschlechterverständnis und die Lebenslagen unterschiedlich sind. Deshalb wird „Brigitte“ wie andere westliche Zeitschriften im Osten wenig wahrgenommen. Bei den ganz jungen Frauen, scheinen sich die Differenzen zu nivellieren, wie das von Ihnen angeführte Beispiel „Miss“ zeigt. Das ist positiv. Die Jugendzeitschrift BRAVO ist übrigens die einzige Zeitschrift, die in Ost und West

gleiche Reichweiten erzielt. Vielleicht können wir auf die Jungen hoffen, denn für die Jungen und Mädchen im Westen ist es gleichermaßen ein Lebensziel Berufstätigkeit und Kinder miteinander zu vereinbaren.

Die jungen Frauen streben ein Lebensmodell an, das den Ansprüchen der ostdeutschen Frauen entspricht. Dementsprechend verändern sich die Kriterien der Partnerwahl. Die jungen Frauen suchen nicht mehr in erster Linie den Familienernährer, sondern einen Mann, der ihren Erwerbwunsch unterstützt und bereit ist, sich in der Familie zu engagieren. Wie bei dieser Generation in zehn Jahren die Alltagspraxis aussieht, wird sich zeigen. Aber mindestens werden diese Einstellung abgefordert.

Hier kann ich gleich an einen Gedanken von Anneliese Neef anknüpfen: Für Männer ist es zweifellos ein Gewinn, wenn ihre Partnerin beruflich und finanziell selbständig ist. Bei der Unberechenbarkeit des Arbeitsmarktes belastet es Männer zunehmend, die Rolle des Familienernährers tragen zu müssen. (Wenn nicht eine große Erbschaft gemacht wurde.) Kein Mann kann heute mehr eine Garantie für ein gesichertes Einkommen geben, um so entlastender ist es, wenn Mann weiß, daß die Partnerin zum Familieneinkommen beiträgt und notfalls vorübergehend die Familie auch allein über Wasser halten kann.

Ein letzter Gedanke. Zum besseren Zeitmanagement von Frauen. Ich habe oft das Gefühl, daß - mindestens in den Generationen der älter als Fünfundvierzigjährigen - ostdeutsche Frauen besser mit den Umstrukturierungen zurecht gekommen sind als ostdeutsche Männer. Neben vielen anderen Gründen mag das Zeitmanagement eine Ursache dafür sein. In dieser mittleren Altersgruppe haben wir schon massenhaft die Erscheinung, daß die Frau berufstätig und sogar erfolgreich ist und der Mann arbeitslos zu Hause sitzt. Wie sich in solchen Beziehungen das Geschlechterverhältnis gestaltet, wäre ausgesprochen interessant zu untersuchen. Diese Erscheinungen kennen wir aus Großbritannien.

## C: Bilanz des Zugangs von Frauen zu den wirtschaftlichen Ressourcen

Dr. Anneliese Neef, Berlin

Die übergreifende Fragestellung legt nahe, sich über verschiedene Ebenen des historischen Umbruchs zu verständigen, dessen Schlußstrich noch nicht zu ziehen ist. Also „Zwischenbilanz“: Ich sehe folgende Ansätze zur Diskussion:

- Merkmale des wirtschaftlichen Transformationsprozesses in Ostdeutschland und seine Folgen für Frauen (Frauenbranchen, besondere weibliche Daseinslagen )
- Sozio - kulturelle Veränderungen des Lebenszuschnitts und der subjektiven Befindlichkeit (erwerbstätiger) Frauen
- absehbare Perspektiven der wirtschaftlichen und Arbeitsmarkt-Entwicklung und die vermutliche Position der Frauen in ihr
- Bewertungsaspekte des historischen Wandels, gesellschaftspolitische und gleichstellungsrelevante Ableitungen.

Die wirtschaftlichen Vorgänge des Transformationsprozesses - der Angleichung der ehemaligen DDR an die alte Bundesrepublik - sind charakterisiert durch den Übergang von der Plan- zur Marktwirtschaft. Bezogen auf die Arbeitskräfte bedeutet das u.a. den Wechsel von einer frauen- und altersintegrierenden zu einer selektiven Beschäftigungspolitik. Die damit verbundenen sozialen Verwerfungen äußern sich generell in zunehmender Konkurrenz um Ressourcen und Zugänge zu Handlungsfeldern und haben ihre besondere Form in der geschlechterspezifischen Auseinandersetzung. Die Frage nach der konkreten Position der Frauen ist hier immanent.

In der ideellen Aufarbeitung des Transformationsprozesses haben Erkenntnisse, die sich auf den status quo und das soziale Umfeld von Frauenerwerbstätigkeit beziehen, herausragenden Stellenwert. (Anmer-

kung zu entsprechenden Publikationen am Ende des Beitrags). Generell werden die Chancen von Frauen auf dem Arbeitsmarkt als Kriterium angesehen, an dem der Zustand der ganzen Gesellschaft, wie auch die sozialen und kulturellen Perspektiven der Einzelnen zu messen sind. Bei der Darstellung des wirtschaftlichen Transformationsprozesses werden sowohl die Phasen des Zusammenbruchs der Berufs- und Arbeitsmarktstruktur als gravierende materielle Vorgänge mit einschneidenden sozialen Folgen, wie auch die Wege der Erneuerung, Modernisierung und gerechten Regelung des künftigen Erwerbslebens, der Existenzerhaltung überhaupt thematisiert. Für unsere Problematik aufschlußreich ist die damit verbundene Wertediskussion um Arbeitsethos, Erwerbsorientierung, Arbeitsteilung, familiäre Traditionen. In diesem Zusammenhang fiel mir die mehrfach geäußerte These von der „steckengebliebenen“ Emanzipation der ostdeutschen Frauen auf, die nicht bemerkt hätten, welchen Diskriminierungszusammenhängen sie unterlagen. Hier wird am westlichen Modell mit spezifischen Mustern der Selbstverwirklichung und der öffentlichen und privaten Rolle der Frauen gemessen. Das geht so nicht, zu verschieden sind die Ausgangsbedingungen von „Emanzipation“ gewesen. Zu klären, zu bewerten (durch uns) bleibt jedoch: Wie stand es denn um die DDR-Frauen, die immer „nur“ gearbeitet haben - gegenüber bundesrepublikanischen weiblichen Beschäftigten mit beachtlichem Bildungs- und Qualifizierungsvorsprung und in über mehrere Generationen verfestigter Erfahrung mit Berufsarbeit? Was bedeutete es für ihre Subjektivität, gesellschaftlich voll gefordert (in Familie und Beruf) und gegenüber den Männern dennoch benachteiligt (Einkünfte, Karriere, Freizeit) zu sein? Bei der Behandlung dieser Frage ist das inhärente Maß anzulegen. Der Vergesellschaftungsprozeß in der DDR verlief anders als in der alten Bundesrepublik. Die Modernisierungsforschung meint, wenn sie die DDR-Gesellschaft als „vormodern“ bezeichnet, ausschließlich politische und soziale Differenzierungen nach bürgerlich-demokratischem Zuschnitt. Das Augenmerk muß jedoch auf den gesellschaftlichen Charakter der differenzierten Gemeinschaftsbeziehungen und -erfahrungen zielen, die in der DDR-Gesellschaft quer zu diametral gedachten Sphären der Öffentlichkeit und Privatheit wirkten. Die daraus resultierenden sozialen Verhaltensdispositionen (gemeinschaftsbezogene, solidarische Einstellungen und „Chaosqualifikationen“) könnten in der sich erneuernden deutschen

Nachwendegesellschaft durchaus einen kulturellen Zugewinn für beide Teile darstellen, geraten aber für Ostdeutsche, besonders für Frauen überwiegend zum Nachteil.

Es ist die Frage zu diskutieren, wie subjektive Handlungspotentiale und Lebenskonzepte von unterschiedlichen Generationen ostdeutscher Frauen mit den veränderten politischen und wirtschaftlichen Bedingungen zusammentreffen und welche kurz- und langfristigen Folgen dies für die Frauen und für die Verhältnisse hat.

Zu einigen Tendenzen der weiblichen Erwerbstätigkeit in der wirtschaftlichen Umstrukturierung: Wirtschaftsbereiche, die nach der Wende massive Beschäftigungsverluste verzeichneten, waren gleichzeitig solche, in denen vormals viele Frauen arbeiteten: Gesundheitswesen, Bildungsbereiche, Handel, staatliche Verwaltung, Textil und Bekleidung, Leichtindustrie, Lebensmittelbranche, Chemieindustrie, Landwirtschaft und andere. In gewerblich-technischen Berufen mit flexibel einsetzbaren Qualifikationen waren Frauen zwar eingesetzt, aber unterrepräsentiert. Viel häufiger verrichteten sie Zu- und Hilfsarbeiten, mit monotonen, Geschicklichkeit, Konzentration, Ausdauer erfordernden Tätigkeiten, die nach der Wende (selbst wenn der Betrieb weiterexistierte) wegrationalisiert wurden. Die geschlechterspezifische Arbeitsteilung der DDR-Wirtschaft wirkte nun gegen die Frauen. Negativ veränderten sich auch Beschäftigungsbedingungen für weibliche Arbeitskräfte hinsichtlich ihrer Stellung im Betrieb, ihrer Präsenz in Führungspositionen und hinsichtlich der vormals vergleichbaren Entlohnung.

Infolge des Anpassungsprozesses an neue Produktionen und Strukturen, bei immer knapper werdenden Arbeitsplätzen findet eine zunehmende Entwertung der Fähigkeiten und Erfahrungen statt, immer mehr Frauen arbeiten unterhalb ihrer Qualifikation.

Die traditionelle familiäre Arbeitsteilung hatte auch in der DDR zu bevorzugter Förderung von Männern in der Arbeitswelt geführt, obwohl weibliche Arbeitskräfte zu über 90 Prozent notwendig eingesetzt waren. Gesetzgebungen hatten die Betriebe verpflichtet, Frauen mit Kindern

zu akzeptieren und zu unterstützen.. Diese Erfahrung (auch oder gerade der Ost-Unternehmer und Chefs) mit sozialpolitischen Maßnahmen richtet sich jetzt gegen die Frauen. Junge Frauen und Mütter gelten als Risikofaktor, obwohl auch Frauen in den neuen Ländern durchaus Kinderwunsch und Familie zurückstellen, um ihren Arbeitsplatz unbedingt zu erhalten.

Festzustellen ist: Nach Strukturveränderungen der ehemaligen DDR-Wirtschaft gibt es zwar einen halbwegs geschlechtsneutralen bedarfsbedingten Personalabbau, aber dann folgt eine ausgesprochen frauenfeindliche Einstellungspolitik.

Nicht zu übersehende soziale und materielle Folge der wirtschaftlichen Umstrukturierung sind Anzeichen transformationsbedingter Armutslagen. Auch dies ist vor allem ein Frauenproblem. Ausdruck findet es einmal in niedrigsten Renten als Resultat früheren Mindesteinkommens, zum anderen im Wirken „normaler“ marktwirtschaftlicher Abläufe (Ausgrenzung der Ältern aus der Arbeitswelt, Abdrängung junger Alleinerziehender in die Sozialhilfe, Trend zur Dauerarbeitslosigkeit schon ab 40, wenig Wiedervermittlungschancen, neues Angewiesensein auf einen männlichen „Ernährer“.

Welche Verhaltensweisen von Frauen, welche Strategien, Lebensentwürfe, biographische Brüche, welche Chancen oder Einbußen für ihre Persönlichkeit zeitigt nun der Aufbruch in ein neues Wirtschaftssystem, mit dem eng gewordenen Arbeitsmarkt und der schärferen Konkurrenz mit den männlichen Arbeitskräften ?

Aus resümierenden Befragungen geht hervor: Ostdeutsche Frauen (keineswegs eine als homogen zu betrachtende Gruppe!) stellen sich den härteren Anforderungen des Arbeitsmarktes, den Risiken und Abenteuern der marktwirtschaftlichen Herausforderung. Sie reagieren disponibel, was ihre ursprüngliche Qualifikation, ihren Arbeitsbereich, ihre Familienplanung betrifft. Hochqualifizierte Frauen, viele mit zwei Berufsabschlüssen und umfassender Berufserfahrung begeben sich in Umschulungen und Weiterbildungen, die Zahl der weiblichen Selbständigen und Existenzgründerinnen nimmt zu. Junge Frauen stellen ihre Kinder-

wünsche zurück, arbeitende Mütter (vor allem in der freien Wirtschaft, nicht so sehr im öffentlichen Dienst) verkürzen zunehmend selbst ihren Erziehungsurlaub um schnell wieder am Arbeitsplatz präsent zu sein, auch ältere Frauen, deren Männer verdienen, begeben sich nicht in die „stille Reserve“, sondern halten sich durch Meldung auf dem Arbeitsamt die Tür offen, in die Berufstätigkeit zurückzukehren.

Das sind Ausdrucksformen einer grundlegenden Haltung, die hinsichtlich der Einstellung zur Erwerbsarbeit als „Optionssteigerung“, als „anhaltende Erwerbsorientierung“, als „ungebrochene Erwerbsneigung“ wahrgenommen wird. (Zu beachten sind hier unterschiedliche Sprachschattierungen, die Schwierigkeiten mit der Wertung dieses Phänomens signalisieren.) Daß die Mehrzahl der Frauen aus den neuen Ländern keineswegs und eigentlich immer weniger bereit ist, auf einen sicheren Vollzeit Arbeitsplatz zu verzichten, hat m.E. neben unbestreitbaren materiellen Zwängen, tieferliegende sozialkulturelle Ursachen. Vormalig kontinuierliche und weitgehend befriedigende Berufstätigkeit, bereits in drei Frauengenerationen tradierte, sozialisierte Erwerbsmotivation, jahrzehntelange gesellschaftliche Erfahrungen der Vereinbarkeit von Familie/Kindern und Beruf, ökonomische Eigenständigkeit, Selbstbestätigung und außerfamiliäre Sozialkontakte haben eine Berufslaufbahn für die Frauen zum festen Bestandteil ihrer Biographie, ihres Lebensentwurfs werden lassen. Diese Selbstverständnis ist heute in Frage gestellt. Eine Hinwendung zur „klassischen“ familiären Arbeitsteilung (männlicher Ernährer plus Hausfrau) ist jedoch undenkbar geworden (übrigens auch für Männer). Nach ihrer Neigung zur traditionellen Versorgungsehe befragt, sahen diese Lebensform nur 25 Prozent der Ostdeutschen positiv, während es im Westen doppelt so viele waren. (Datenreport 1997)

Auch Fragen zum Stellenwert der eigenen Karriere und zu einem eventuellen Berufsverzicht der Frauen bei Arbeitsplatzmangel wurden seitens der Ostfrauen mit einem deutlichen Beharren auf eigener fortgesetzter und erfolgsorientierter Berufstätigkeit beantwortet (Datenreport 97). Der Ost-West-Unterschied hinsichtlich dieser Lebensvorstellungen nimmt deutlich ab, desto jünger die Befragten sind. Auch junge Frauen aus den alten Bundesländern orientieren sich gegenwärtig in ihrer

Lebensplanung an einer eigenen Berufslaufbahn, mit dem Ziel, einen stabilen Arbeitsplatz und nicht nur einen zeitweiligen Dazuverdienst zu haben.

Problemgruppenanalysen seitens der Arbeitsämter in Ost und West zeigen nicht wenige Barrieren auf, die der Realisierung solcher Bestrebungen entgegenwirken. (vgl. Sozialreport 95). Die Problematik der Frauen mit Kindern wurde schon erwähnt. Sie besteht verstärkt, wenn es sich um Alleinerziehende handelt. Für Bürostellen kommen zum Beispiel nur sehr junge kinderlose Frauen oder solche zwischen 35 und 45 in Frage. Die Neigung, Ältere einzustellen oder nach ihrer Familienphase wieder einzugliedern, ist gering. Frauen mit kaufmännischen Fach- und Hochschulabschlüssen werden überwiegend unterhalb ihrer Qualifikation eingesetzt. Facharbeiterinnen im gewerblichen Bereich erhalten immer weniger Chancen und das Ausweichen auf Stellen in Dienstleistungsbereichen wird zunehmend von jetzt in diese Branchen drängender arbeitssuchender männlicher Konkurrenz beeinträchtigt.

Weibliche Arbeitskräfte gelten als „Arbeitsmarktpuffer“ (Marx nannte dies vor hundert Jahren „industrielle Reservearmee“). „Gesetzliche Vorgaben, die auf eine Förderung von Frauen abstellen, tragen nicht besonders zu einer Verhaltensänderung der Arbeitgeber bei.“ (so heißt es in der Beratungsunterlage der Bundesanstalt für Arbeit ..., S. 8, vgl. Anm). Im Gegenteil, diese gebärden sich zunehmend konservativer. Bei Einstellungen von Frauen werden stärker als bei Männern persönliche Merkmale (Alter, Attraktivität, Familiensituation, Mobilität, Flexibilität) nachgefragt, Qualifizierung, Berufs- und Lebenserfahrung demgegenüber sekundär. Arbeitszeitmodelle sind kaum auf den Familienalltag zugeschnitten, betriebliche Kinderbetreuung wird zur Ausnahme. Bei Überlegungen zu betriebsbedingtem Stellenabbau werden alte Denkmuster (Dazu-verdienstcharakter der weiblichen Arbeit, Familienernährer-Modell, Doppelverdienervorwurf) reproduziert.

In der von der gegenwärtigen Wirtschaftskrise geprägten Arbeitssituation, die in den neuen Ländern verschärft wirkt, können viele gewohnte Lebensplanungen nicht aufgehen, gibt es Brüche in den Erwerbsbiographien, muß die Abhängigkeit vom männlichen Ernährer zu-

nehmen. Rückschrittstendenzen in der gesellschaftlichen Rolle und im persönlichen Leben der Frauen sind damit programmiert.

Welche Perspektiven gibt es aber in einer sich wandelnden und wieder konsolidierenden Wirtschaftsstruktur? „Neue Berufe“ für Frauen sind im Gespräch: Management im Pflegebereich, Online-Dienste, Call-Center-Dienste, Telearbeit, Werbebereich, neue Ansätze im Führungsstil verlangen nach „weiblicher“ Sensibilität...

Forschung und Entwicklungstechnologien sind im Kommen. Hier arbeitet die Wirtschaft auslandsorientiert, wettbewerbsgerecht, dienstleistungsintensiv. Hochwertige zentralisierte Produktionen korrespondieren mit regional und lokal orientierten Fertigungen, Handwerk und infrastrukturebedingten allgemeinen und sozialen Diensten. Welche Positionen werden Frauen hier in Zukunft einnehmen können? Was werden sie einbringen müssen, um sich zu behaupten?

Der Strukturwandel im Dienstleistungsbereich (noch Domäne der Frauen) wird schon bald flexible Arbeitskräfte mit breit angelegten und höheren Qualifikationen benötigen. Die nahe Zukunft ist von daher nachteilig für mittlere und ältere Jahrgänge, für junge Frauen werden solche Anforderungen keine Hemmnisse darstellen. Produktionen werden „auslagern“ und dezentralisieren, arbeitsteilig kann somit in Heimarbeit, Nachbarschaftsbüros und Telearbeit produziert werden. (Familiennähe?) Insgesamt verändert sich der Charakter der Arbeit in Richtung Individualität und Autonomie bei der Gestaltung der Arbeitsverhältnisse. „Geographische Mobilität“ wird zur zentralen Ressource.

Welche Folgen diese Aufhebungen der gewohnten, tradierten, einst moderne Lebensweise konstituierenden Abgrenzungen von Arbeitsort und Wohnort, Arbeitszeit und freier Zeit schließlich für den individuellen Lebenszuschnitt, für die Familienverhältnisse und für die geschlechterspezifische Arbeitsteilung haben werden, ist noch nicht absehbar.

Dies könnte im heutigen Workshop ebenso wie in zukünftigen Veranstaltungen ein Diskussionspunkt sein, wie auch bestimmte Bewertungsmaßstäbe, die wir, wenn vom weiblichen Anteil an der Wirtschaft, von

Erwerbstätigkeit und von Familienpflichten sprechen, zwar mitdenken, aber seltener thematisieren.

Welches Verständnis von „Arbeit“ legen wir denn an? Zum Beispiel beim Faktum der Hausarbeit. Die starke Betonung des emanzipatorischen Potentials der Berufsarbeit im Lebensalltag vor allem der DDR-Frauen hat zu einer impliziten Abwertung von Hausarbeit und „Hausfrauen“ geführt. Das hieß (unbewußt) die gängige patriarchalische Hierarchie von produktiver und reproduktiver Arbeit zu akzeptieren.

Zu reden wäre damit auch über den ehernen Begriff der „Doppelbelastung“, jetzt mitunter aufgehoben in den positiven (euphemistischen) Bezeichnungen „ganzheitliches Lebensmodell“, doppelte Vergesellschaftung, zweifacher Lebensentwurf. Dahinter steht die Frage nach dem Verhältnis der für die Existenz der Gesellschaft gleichermaßen notwendigen, aber noch immer verschieden bewerteten und geachteten produzierenden, wertschaffenden Arbeit einerseits und lebenserhaltenden, fürsorgenden (eben reproduktiven) Tätigkeiten andererseits.

Wie wird sich der geschlechterspezifische Zugang, das Problem der „Vereinbarkeit“ hinsichtlich beider Sphären und ihres Bedeutungswandels zukünftig gestalten?

1) Anmerkung zur Literatur im Anhang

### **Dr. Martina Weyrauch**

Ich bedanke mich erst einmal herzlich. Das ist hier natürlich ein Riesenmarathon. Aber ich denke, daß es sich gelohnt hat. Haben wir nun Doppellust oder Doppelast? Wie ist das mit dem gemeinschaftsbezogenen Denken? Haben wir eigentlich die totale Ausbeutung verdrängt? Hier sind eine Menge Fragen angesprochen worden, die diskussionswürdig sind.

### **Kathrin Rohnstock**

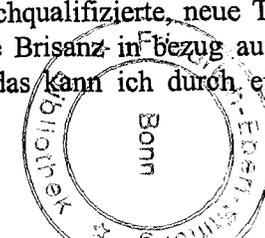
Ich habe diesen Begriff „neue Väterlichkeit“ nicht benutzt und das mit Absicht. Zu dieser Statistik: Das Deutsche Jugendinstitut hat in dieser Untersuchung Väter und Mütter befragt. Die Einschätzung der Mütter war in Ost wie in West nur geringfügig kritischer. Woran sollte man sonst messen?. Sicher könnte man Zeituntersuchungen machen. Die Aufgabenteilung in einer Familie einen Monat lang beobachten, aber selbst dann könnte man noch mutmaßen, daß der Mann sich mehr als normal engagiert - zum schönen Schein. Wenn man diese Statistik mit einer vor zehn Jahren erhobenen vergleichen könnte, würde man sicher eine Entwicklung feststellen können. Ich denke, dem Bewußtseinswandel von Männern wird zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet, der Forschungsstand und das verfügbare statistische Material sind ausgesprochen bescheiden.

Ein Beweis, wie komplementär Männer und Frauen aufeinander reagieren, sind die Familien mit Kindern, in denen beide Partner ganztags berufstätig sind. Dort beträgt der Anteil der Väter an der Familienarbeit fast 50 Prozent. Darin steckt auch eine Vision, da ist realisiert, was wir uns wünschen ...

### **Brigitte Engler**

Gestatten Sie mir zum heute letzten Tagesordnungspunkt Frauen und Arbeitswelt zwei Gedanken. Der erste betrifft die Entwicklungen in der Computer- und Multimediawelt, der zweite Gedanke behandelt einen Aspekt von modernem Unternehmertum.

Zum ersten Punkt: Es läßt sich nicht übersehen, im Bereich der modernen Medien, Computer- und Multimediaanwendungen, einschließlich Internet, tut sich etwas. Durch diese Prozesse wird die Arbeitswelt rasant und gründlich verändert. Es werden nicht nur Arbeitsplätze weg-rationalisiert, sondern es entstehen auch hochqualifizierte, neue Tätigkeiten. Dieser Prozeß enthält eine deutliche Brisanz in Bezug auf das Geschlechterverhältnis im Arbeitsbereich, das kann ich durch eigene



Beobachtungen bestätigen. Auf einen Kongreß von Computerunternehmen, den ich per Zufall besuchte, fand ich unter den rund 500 Ausstellern ca. 15 bis 20 Frauen, und diese häufig in der Rolle einer Standbetreuerin. Nun handelt es sich bei Computertechnik nicht gerade um schwere körperliche Arbeit, die von Frauen rein physisch nicht zu leisten wäre, aber dennoch entwickelt sich dieses neue Feld extrem geschlechterdifferenziert. Die neuen Unternehmer in diesem Bereich sind überwiegend Männer aus den Ausbildungsfeldern Mathematik, Informatik, Physik. Ihre einseitige und überzogene Technikorientierung und häufig damit einhergehende defizitäre Sozialkompetenz bezüglich der Beurteilung gesellschaftlicher Prozesse, wie auch ihr Verhältnis zu Frauen, wird zu katastrophalen Verwerfungen führen. Wenn man sich anschaut, was da für Arbeitsplätze geschaffen werden und wer da zukünftig welche Arbeitsplätze bekommen wird, dann darf man diese Entwicklung meiner Meinung nach nicht dem Selbstlauf überlassen. Es darf nicht sein, daß wir dieses Feld jungen karrieresüchtigen Technokraten überlassen und ehrfürchtig erstarren, wenn diese uns mit ihrem Techniklatein dummreden. Das fängt in der Ausbildung an. Es wäre dringend erforderlich, hier mehr Frauen zu Auszubildern zu machen.

Diese Prozesse können gezielt durch die Arbeitsämter über die Vergabe von Weiterbildungsmaßnahmen an Bildungsträger und durch entsprechende Auflagen gesteuert werden. Ebenso muß in stärkerem Maße auf die Art der da neu entstehenden Tätigkeiten geachtet werden. Es ist zu erkennen, daß hier sehr häufig Tätigkeiten entstehen, die für Frauen zu extrem schlecht abgesicherten und bezahlten Kurzzeitjobs führen.

Nun zu dem zweiten Punkt: Unternehmertum. Ich wünsche mir zwar auch mehr Frauen, die den Mut haben, Unternehmerinnen in der Computerbranche zu werden. Aber wenn ich von Unternehmertum spreche, geht es mir noch um etwas anderes. Gegenwärtig wird Unternehmertum gleichgesetzt mit dem Ziel, viel Geld zu verdienen. Ein Unternehmer ist einer, der dies tut, um Geld, möglichst viel Geld, zu verdienen. Ein Existenzgründer wird daraufhin von den Banken durchleuchtet, ob er nach einer überschaubaren Zeit „schwarze Zahlen“ schreibt, sonst bekommt er keinen Kredit. Wir alle wissen aber, daß dadurch wichtige Bereiche unserer Gesellschaft zumindest von privaten Unternehmen, die auf die

Erzielung von Gewinnen orientiert sind, nicht bearbeitet werden. Kommt dann noch dazu, daß der Staat und die Kirchen, die bisher für derartige Fragen zuständig waren, aus den bekannten Gründen zunehmend nicht mehr dafür einspringen wollen, entstehen ernstzunehmende Lücken für das Funktionieren dieses Gemeinwesens. Nun kann man mir vorhalten, daß es eine Reihe von Wohltaten in Deutschland gibt, die nicht unbedingt in dieser Größenordnung weiter finanziert werden müssen. Das ist sicher richtig. Aber wenn wir uns einmal vorstellen, daß es in Zukunft nur noch privatfinanzierte und -orientierte Unternehmen geben soll und steuerfinanzierte Sozialstaatlichkeit zurückgenommen werden wird, dann muß doch zumindest die Entwicklung des Unternehmertums in den NON-Profitbereichen ernsthaft mit behandelt werden. Ich meine jenes Unternehmertum, das sich um die Umsetzung vernünftiger Vorhaben kümmert, auch wenn damit kein Geld zu erzielen ist. Notwendig ist die Ausstattung und Umgestaltung des Dritten Sektors mit kompetenten Unternehmerpersönlichkeiten, die etwas unternehmen und in Gang setzen, das für das Kommunizieren und Funktionieren einer Gemeinschaft von Interesse ist und für das Geld beschafft werden muß. In der heutigen Zeit allgemeiner Geldknappheit und leerer Kassen gerät mir dieser Ansatz von Unternehmertum, das auf die Verwirklichung von Inhalten und Ideen um ihrer selbst willen und nicht zu Zwecke des Geldverdienens gerichtet ist, zu sehr aus dem Blickwinkel.

Ich komme in diesem Zusammenhang auf meine Gedanken zur Emanzipation zurück. Ich halte den derzeitigen Weg dieser Gesellschaft hin zu einer fast ausschließlich privatwirtschaftlichen Organisation der Gesellschaft für eine extrem männlich orientierte, asoziale gesellschaftliche Fehlentwicklung, die von Frauen nicht unbedingt nachzumachen ist.

Ich beobachte mit Sorge, daß sich auch in dem Bereich des sozialen Arbeitsmarktes, des Dritten Sektors oder wie man das auch immer nennen will, zunehmend extremes männliches Konkurrenzverhalten entwickelt, daß sich um die Sicherung von vorhandenen eigenen Posten mehr kümmert als um tatsächlich sinnvolle Anliegen. Auch dem muß, um der dort stattfindenden Verdrängung wie auch der sich damit verändernden Arbeitskultur Einhalt zu bieten, politisch entgegengewirkt werden.

## Rosemarie Bechthum

Das paßt auch zu dem was Frau Engler sagte. Sie kennen alle Frau Prof. Schipanski, unsere Vorsitzende des Wissenschaftsrates, sie kommt aus der Technischen Universität Ilmenau und ist eine sehr engagierte Frau. Sie hat zur großen Tagung des Akademikerinnenbundes gesagt und sehr kritisch hervorgehoben, daß von der Industrie endlich die Notwendigkeit begriffen werden muß, weibliche Kompetenz der Absolventinnen anzuerkennen. Der Bereich „Frauen und Technik“ bietet Lösungsansätze für gegenwärtige Probleme.

*Die Verschwendung weiblicher Ressourcen ist ökonomisch nicht länger vertretbar und tragbar.*

Wir haben das Hochschulsonderprogramm III sehr effektiv genutzt und an der TU Ilmenau besonders für Mädchen und junge Frauen etwas getan. Dort ist zum Beispiel ein eigener Studiengang „Mädchen und Computer“ eingerichtet worden. Für den Aufbau eines Zentrums „Medien- und Kommunikationswissenschaft“ zeichnet eine Informatikerin verantwortlich. Der Anteil von weiblichen Studierenden hat sich an der TU Ilmenau zwischen 1996 und 1997 von sechs auf sechsundzwanzig erhöht. Für junge Frauen ist es die Zukunftschance miteinzusteigen.

Frau Neef, Sie haben mir auch ein bißchen Mut gemacht mit den neuen Berufen. In diesem Zusammenhang sehe ich die immer häufiger erwähnten „gesellschaftlich notwendigen Beschäftigungen“. Wenn das zu entwickeln und auszudehnen wäre und damit verbunden wirklich neue Berufsfelder geschaffen werden könnten, wir hier würden alle sehr intensiv daran arbeiten. Sie sagten, viele Frauen arbeiten unter ihrer Qualifikation. Ich beobachte das auch in Thüringen bei Frauen, die die Hochschule absolviert haben. Die Tätigkeit muß anerkannt und einigermaßen finanzierbar sein, dann machen sie diese Arbeit. In Sonneberg haben wir zum Beispiel das erste hauswirtschaftliche Dienstleistungszentrum mit zwölf langzeitarbeitslosen Frauen eingerichtet. Natürlich immer noch mit Hilfe von §249 h-Maßnahmen. Ich habe die Frauen im Sommer besucht. Ich wollte sie persönlich kennenlernen. Es sind auch Absolventinnen von Fachhochschulen mit den unterschiedlichsten Be-

rufen. Sie sagten mir, sie sehen sich nicht als Hausputtel, sie sind anerkannt, sie wissen, daß sie dort gebraucht werden und sie sind einigermaßen finanziell abgesichert. Sie sehen das überhaupt nicht als eine unter ihrer Würde stehende Tätigkeit. Das hat mich sehr berührt. Wenn ich unsere Wahlkreismitarbeiter sehe - ich habe eine Diplom-Ingenieurin, mein Kollege hat eine Diplom-Mathematik-Lehrerin - die machen ihre Arbeit mit Liebe und Freude. Wie gesagt, es ist wichtig, daß eine Tätigkeit anerkannt und auch einigermaßen finanziert ist. In Thüringen lassen ältere Frauen Männer, auch Handwerker, kaum noch in ihre Wohnungen. Es ist soviel passiert. Man hat erkannt, daß man mehr junge Frauen als Montiererinnen und Handwerkerinnen ausbilden muß, um sie dort einzusetzen.

Das waren heute sehr viele Anregungen für mich. Ich fliege am Abend nach Bonn und nehme dort an der Mitgliederversammlung des Deutschen Frauenrates teil. Es wird dieses Jahr in Arbeitsgruppen gearbeitet. Ich werde gleich ganz aktuell eine Menge mit einbringen können. Ich denke, daß ich da auch uns hier mit vertrete.

## Dr. Martina Weyrauch

Ich will noch einmal kurz auf Frau Englers Ausführungen Bezug nehmen.

*Die Frauen müssen auch zugreifen.*

Meine Schwester hat in Ilmenau studiert und ist Diplom-Ingenieurin für Medizintechnik und Kybernetik. Sie ist Unternehmerin gerade in diesem Computerbereich. Die ist so gut, daß die Firmen sagen, wir nehmen eine Schulung, aber nur, wenn die von der Frau gemacht wird, weil die das am besten moderieren kann.

Ich will damit sagen, daß es auch diese Frauen gibt und daß die auch zugreifen. Und das ist eine andere Erfahrung, daß das nicht ausschließlich männerdominiert ist.

## Katrin Rohnstock

Ich sehe ebenfalls ungenutzte Potentiale für das Unternehmertum. Frauen beim Schritt in die Selbständigkeit zu begleiten, sie in der schwierigen Anfangsphase zu unterstützen, ist auch eine Aufgabe der Wirtschaftspolitik. Hier gibt es immensen Handlungsbedarf. Je knapper der Arbeitsmarkt wird, je weniger Frauen einigermaßen befriedigend unterkommen, um so mehr wird die berufliche Selbständigkeit erwägt. Ich denke da schlummert ein großes Potential. Es gibt jetzt verschiedene Existenzgründer-Initiativen. Der Stern hat einen Wettbewerb ausgeschrieben, bei dem sich 50.000 ! Gründungswillige beworben haben, (niemand hat mit diesem Ansturm gerechnet), der Senat für Wirtschaft veranstaltet einen Business-Plan-Wettbewerb. Ich habe mir angeschaut, wer bei den Vorbereitungsseminaren für die Wettbewerbe sitzt: 40 junge Männer und zwei bis vier Frauen. Ich habe keine Ahnung, woran das liegt. An der Informationspolitik, an mangelndem Selbstvertrauen, fehlender Risikobereitschaft?

Eine Bemerkung zu Anneliese Neef. Sie hat gesagt, daß wir den Männern auch Zeit lassen müssen, neue Verhaltensweisen zu trainieren. Die Aneignung neuer Verhaltensmuster ist ein langer Prozeß. Ich möchte hinzufügen, daß auch wir Frauen in dieser Beziehung eine Menge zu lernen haben. Eine Freundin kommentierte einmal die Unbeholfenheit ihres Mannes: Bevor der das kapiert, mache ich es schneller allein. Das ist allerdings der sicherste Weg, daß die Hausarbeit an den Frauen kleben bleibt wie Teer. Das ist garantiert die falsche Strategie. Frauen müssen den Männern auf dem Gebiet der Familienarbeit einen Lernprozeß zugestehen, der vielleicht Fehler einschließt, vielleicht aber auch nur die Herausbildung anderer Umgangsweisen zur Folge hat. Meine Mutter beispielsweise hat ihr Leben lang spitze Bemerkungen darüber gemacht, wie mein Vater die Wäsche aufhängt. Nämlich unsortiert. Na und? Hauptsache die Wäsche wird trocken. Wäre unsere Familie nicht immer wieder aufs Neue Gefahr gelaufen, daß die Wäsche in der Waschmaschine verschimmelt, denn meine Mutter hatte nie Zeit, mein Vater hätte irgendwann kein einziges Hemd mehr aufgehangen.

Als ich das Buch „Sag mir wie die Väter sind“ herausgab und im Zuges

dessen mit vielen Vätern sprach, habe ich auch an mir einige dieser Verhinderungsmuster bemerkt. Ich werde ungenießbar, wenn mein Partner die Haushaltsarbeiten anders bewältigt, als ich mir das vorstelle. Das hat zur Folge, daß seine Motivation sinkt. Logisch. Andere Männer ziehen sich zurück, knallen sich vor den Fernseher und trinken Bier. Die Integrationsleistung müssen immer beide Beteiligte erbringen. Wir sollten auch unseren Anteil an der noch bestehenden traditionellen Rollenverteilungen reflektieren. Vielleicht sollte es Kurse für Frauen zum Thema geben: „Wie motiviere ich meinen Mann für die Familienarbeit“ - damit wir auch für diesen Bereich Motivationstechniken erlernen.

Noch ein Aspekt zur Frage: Welche Vorteile haben Männer, wenn ihre Partnerinnen berufstätig sind. Janine Berg-Peer, eine Outplacement-Beraterin, hat in ihrem Beitrag in dem von mir herausgegebenen Buch „Stiefbrüder“ das Verhalten von West- und Ostmanagern verglichen, nachdem sie entlassen wurden. Outplacement-Berater unterstützen ehemalige Führungskräfte nachdem sie ihren Arbeitsplatz verloren haben, einen neuen zu finden, sie werden von den Beratern auch psychisch betreut. In ihrer Berufspraxis hat Frau Berg-Peer erfahren, welche Angst Westmanager haben, ihren Frauen vom Verlust ihres Arbeitsplatzes zu erzählen. Sie empfinden es als persönliches Versagen, sie wissen daß das Verständnis der Familie auf seinem Job beruht.

Mit einer Frau hat Janin Berg-Pierre telefoniert. Sie wollte ihr die schwierige psychische Situation des Mannes verständlich machen. Die Frau reagierte barsch: „Wissen Sie, das interessiert mich nicht. Ich habe einen Direktor geheiratet und keinen Arbeitslosen.“ Die Ostmänner können demgegenüber mit dem Verständnis ihrer Partnerin rechnen. Zum einen, weil die meisten selbst schon Arbeitslosigkeit erfahren haben, zum anderen, weil sie die Berufswelt und betriebliche Schwierigkeiten aus der Innensicht kennen.

Eine berufstätige Partnerin kann also dem Mann auch in beruflichen Belangen eine Partnerin sein und das ist emotional für die Männer sehr entlastend.

## Dr. Anneliese Neef

Ich wollte eine Konkretisierung zu dem Problem der Selbständigen bringen. Ich sehe das weniger euphorisch, obwohl mein Wunschdenken auch entfaltet ist. Von den Beschäftigten in den neuen Ländern waren im April 1995 9,1 Prozent der Männer Selbständige und 4,7 Prozent der Frauen. Diese selbständigen Existenzen von Frauen bezogen sich durchaus nicht auf Hightech und solche Sachen, sondern es waren folgende Branchen, ich lese es mal vor: Boutiquen, Friseurgeschäfte, Gastronomie, Versicherungsagenturen, Einrichtungen der mobilen Pflege. Das war es dann. Alles andere ferner liefern. Das sind nun auch wieder ganz frauentypische Dinge, die da offen sind. Der Einstieg in wirklich lukrative Geschäfte, der ist noch nicht gemacht. Ich denke man sollte es nicht aufgeben.

## Dr. Dorle Gelbhaar

Ich möchte noch einmal auf die Frage der Unternehmensgründungen von Frauen eingehen. Ich verstehe es, daß die Versuchung nahe liegt, sie als Allheilmittel, als eine sich bietende und zu wenig genutzte positive Perspektive zu begreifen. Aber eine Unternehmensgründerin sollte Chancen und Risiken schon sehr genau abschätzen können, bevor sie sich auf dieses Unterfangen einläßt. Christine Bergmann hat darauf hingewiesen, daß sich Frauen in der Frage der Arbeitszeitverkürzung stärker machen sollten. Ich unterstütze diese Forderung, weil ich denke, daß nur auf diesem Wege voranzukommen ist, weil so Arbeit und Geld in größerem Maßstab umverteilt werden kann. In wirtschaftsschwachen Regionen, in denen Käuferschichten schwerer zu erschließen sind, sieht es auch für Existenzgründerinnen schlechter aus. In einem Gebiet, wo viel Geld ist, wie zum Beispiel in Bayern, da kann ich doch viel leichter den Sprung in die Selbständigkeit wagen, zum Beispiel als Erwachsenenbildnerin, da kann ich kreative Workshops anbieten. Aber da, wo die Frauen und die Männer nach Arbeit jagen, weil das eine kleine Ost-Gehalt nicht reicht, da ist es schwer.

Unternehmensgründerinnen fördern, ja, aber im Verein mit der Ge-

samtfrage der Verteilungsgerechtigkeit. Teilzeitbeschäftigung bedeutet in der Praxis oft nur weniger Geld für gleiche Arbeitsmenge, aber „echte“ Arbeitszeitverkürzungen könnten für die Erfüllung elementarer Frauenfragen etwas bewirken. Unbezahlte soziale Arbeit könnte gerechter verteilt werden und und und. Es würde tatsächlich bereits viel bedeuten, wenn die Überstunden, die bezahlten und die unbezahlten, abgebaut und stattdessen neue Arbeitsverhältnisse geschaffen würden. Zur Zeit scheint sich das in anderer Richtung zu entwickeln. Wachsende Unternehmensgewinne von Konzernen und weiterer Arbeitsplatzabbau durch sie „gehen Hand in Hand“, wie es aussieht.

Ein Punkt vielleicht noch in diesem Zusammenhang: Ich glaube nicht, daß man von arbeitslosen Männern erwarten kann, daß sie eine Hinwendung zum Familienleben vollführen. In einer Phase der Krise und Depression kann kaum einer über seinen Schatten springen.

Zum Vergleich: Ich habe mit Kindergärtnerinnen diskutiert, die erwarteten, daß arbeitslose Frauen ihre Kinder ständig mittags abholen, das ist „das Gleiche in grün“. Die Frau gibt die Möglichkeit, in den beruflichen Alltag zurückzukehren, auf, wenn sie nur noch für Haushalt und Familie da ist. Das wäre für einen Mann im Grunde auch nicht anders. Arbeitslosigkeit oder Zeitgewinn durch Arbeitszeitverkürzung - das kann man in keiner Weise gleichsetzen.

Brigitte Engler hat auf Mängel in von Männern praktizierten Formen von Erwachsenenbildung hingewiesen. Emotionalität und soziale Befähigung von Frauen lassen von ihnen bestrittene Veranstaltungen oft für Frauen und Männer interessanter werden. Ich denke auch, wir sollten dieses Feld mehr nutzen, um Frauenpolitik zu behaupten und durchzusetzen.

Frauen sollten ihre Netzwerke weiter entwickeln, wo es darum geht, sich wechselseitig kommerziell zu unterstützen. Konkurrenz trübt manchmal den Blick dafür, was die andere Frau mir geben kann, wenn ich ihr helfe. Vielleicht wäre hier anzusetzen in einer sachlichen Diskussion.

## Eva Kunz

Zu dieser Weiterbildungsgeschichte: Es gab vor Jahren, aber nach der Wende, im Land Brandenburg mal die Idee, so etwas wie einen Weiterbildungs-TÜV einzurichten, eine Art Zulassungsstelle. Das war damals auf einem ganz anderen Hintergrund: Es gab viele Abzocker mit wunderlichen, oft unbrauchbaren und unqualifizierten Fortbildungsangeboten. Das fiel mir jetzt gerade wieder ein, die Idee könnte man wieder aufleben lassen. Man kann es zumindest diskutieren.

Der andere Punkt: Existenzgründungen. Ich schließe mich all denen an, die das nicht als Allheilmittel sehen. Vor allem ist es kein Allheilmittel gegen Massenarbeitslosigkeit. Wenn der BDI oder andere von der neuen Unternehmerkultur in Deutschland sprechen, dann meinen sie mit Sicherheit nicht die Gründung von Imbißbuden. Dann meinen sie eher so etwas wie Bill Gates. Was Frauen betrifft, ich kann das jetzt für Brandenburg sagen, es gibt gar nicht so wenig Existenzgründerinnen, deren Spezifikum zweierlei ist: Die Ausgangssituation von Frauen und Männern ist vom Hintergrund her im Osten ziemlich gleich. Beide haben nichts, weder Männer noch Frauen. Beide sind auf Kredite angewiesen. Da fängt es an, sie kriegen die Kredite in ganz unterschiedlichem Maße. Wir haben vorhin über Jürgen Schneider gesprochen und ich habe meiner Bewunderung Ausdruck gegeben, wie der die Banken mit einem ungleublichen Risikoeinsatz an der Nase herumgeführt hat. Aber immerhin, die männlichen Existenzgründer pokern mehr und höher, stellen sich größere Brötchen vor, die sie dann oft – in der Hälfte der Fälle - nicht backen, weil sie wieder eingehen. Sie überschätzen sich, auch ihren Witz, ihre Nase für irgend welche Marktlücken, die dann doch nicht so da sind. Sie bekommen aber dennoch leichter Kredite von den Banken. Das heißt, die Banken machen eigentlich dieses Risiko mit und nehmen in Kauf, daß die Hälfte wieder eingeht und wissen dabei, es ist nicht dann viel zu holen.

Bei weiblichen Existenzgründerinnen ist es so: Die backen kleinere Brötchen oder planen kleinere Brötchen, die sie dann meistens auch backen, schon dadurch, daß sie es bei den Banken schwer haben, was ich persönlich furchtbar ungerecht finde. Auf der anderen Seite hat es

natürlich auch den Effekt, daß sie gründlicher argumentieren müssen, gründlicher nachdenken müssen, was sie denn genau wollen, so daß sie am Ende, wenn sie es denn schaffen, langfristig oder mittelfristig gesehen erfolgreicher sind. Die Rate derer, die kaputt gehen, ist sehr viel geringer. Aber es ist natürlich richtig, daß sie nicht ins Big Business einsteigen, sofern das im Land Brandenburg überhaupt entsteht, daran zweifle ich ohnehin.

Das verdammte Problem der Massenarbeitslosigkeit ist auf diesem Wege nicht zu lösen. Das kann mir keiner erzählen.

## Mechthild Rawert

Eva Kunz hat für Brandenburg vom Weiterbildungs-TÜV gesprochen. Ein solches Instrument ist Anfang der 90er Jahre selbstverständlich auch für Berlin entwickelt worden. Erinnern möchte ich insbesondere auch an den von KOBRA und dem Bundesinstitut für Berufsbildung entwickelten frauenspezifischen Prüfkatalog, der sich dezidiert an Frauen richtet, die eine Weiterbildung aufnehmen wollen. Ähnlichkeiten sowohl in der Problemanalyse als auch in den Problemlösungen lassen sich ebenfalls für die Berliner und Brandenburger Programme für Existenzgründerinnen finden.

Eingehen möchte ich auch auf die Äußerungen der Kollegin, die an einem vom Arbeitsamt geförderten Kurs teilgenommen hat. Mich ärgert zunehmend, daß Äußerungen häufig als nachträgliche Klagen zu vernehmen sind. Ich würde es sehr begrüßen, wenn gerade Frauen sich mit berechtigten Kritiken während der Dauer einer Maßnahme an die verantwortlichen Stellen wenden. Verweisen möchte ich darauf, daß es auch Weiterbildungskurse gibt, die sich von vornherein mit einem frauenorientierten Ansatz an Frauen wenden. In EDV-Kursen des Berliner Frauen-Computer-Zentrums arbeiten zum Beispiel nur Dozentinnen.

Ähnliches gilt für den Bereich Politik. In den letzten Aussagen wurde immer wieder etwas von den anderen, von der sogenannten „anderen

Seite“, eingeklagt. Damit wird auch ein Dilemma beschrieben: Zu Recht fordern Frauen, zu Recht klagen sie ein – aber Frauen müssen trotz Diskriminierung und vielfältiger Schwierigkeiten auch kräftig zugreifen – es wird niemand anderes für uns tun.

Noch eine Bemerkung zur Definition des Begriffs „Unternehmerin“: Als Person etwas unternehmen zu wollen, ist gut, aber um Unternehmerin sein zu wollen, um ein Geschäft zu führen, welches sich selber und gegebenenfalls auch Dritte ernähren soll, reicht der vorhin beschriebene Ansatz bei weitem nicht aus. *Eine Unternehmerin muß mehr wollen: Sie muß gewinnen wollen, Gewinne anstreben und machen wollen.*

Mit dem Streben nach dem „schnödem Mammon“ haben viele Frauen Schwierigkeiten. Für das Geschäftsleben ist die Devise „Ich will Geld verdienen“ aber unerlässlich.

### **Dr.Martina Weyrauch**

Ich spare mir das Schlußwort. Ich denke, daß das heute eine sehr anregende Diskussion war. Ich möchte mich noch einmal herzlich bei den Organisatorinnen der Friedrich-Ebert-Stiftung und des Forums Ostdeutschland bedanken. Ich denke, diese Diskussionen werden in der Art und Weise fortgeführt werden. Ich bedanke mich herzlich für Ihre sehr frischen und anregenden Beiträge und hoffe nur, daß man sich alle diese Namen merkt, wenn es zu den nächsten und neuen Runden geht und man diese geballte Kompetenz hier und da notwendig brauchen wird.

## **Anhang**

### **1) Anmerkung zur Literatur**

- (1) Stieler, Brigitte (Hrsg.) Der Wandel von Arbeit, Arbeitspolitik und Erwerbstätigkeit in den neuen Bundesländern, Forum Zukunft der Arbeit, Heft 3 , Bonn 1993
- (2) Nickel, Hildegard Maria, Jürgen Kühl, Sabine Schenk (Hrsg.) Erwerbsarbeit und Beschäftigung im Umbruch, Berlin 1994
- (3) Gensior, Sabine (Hg.) Vergesellschaftung und Frauenerwerbsarbeit.Ost-West- Vergleiche, Berlin 1995
- (4) Andruschow, Katrin, Renate Hürtgen, Rita Mersmann (Hg.) Frauen in den neuen Ländern - go West?, Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Berlin-Brandenburg e.V., Berlin 1996
- (5) Winkler, Gunnar (Hg.) Sozialreport 1995 -Daten und Fakten zur sozialen Lage in den neuen Bundesländern, Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Berlin-Brandenburg e.V., Berlin 1995
- (6) Statistisches Bundesamt (Hrsg.) Datenreport 1997 - Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1997
- (7) Beratungsunterlage der Bundesanstalt für Arbeit zur Sitzung des Verwaltungsratsausschusses für Arbeitsmarktfragen, Arbeitsbeschaffung, Organisation und Statistik vom 27.5.97, Betreff: Eingliederung von Frauen in den Arbeitsmarkt

## Veröffentlichungen

(Auswahl)

Public-Relations-Strategien für Kommunale Gleichstellungsbüros  
und Frauenprojekte

Reihe: Gesprächskreis Frauenpolitik Heft 13 (1995)

Zielgruppe Frauen in der regionalen und sektoralen Strukturpolitik  
Dokumentation (1996)

Zukunftsfähige Alterssicherung der Frau

Forum Gender und Politik Heft 1 (1997)